

Gedächtnisrede

auf

Wilhelm von Giesebrecht

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München

zur Vorfeier ihres 132. Stiftungstages

am 21. März 1891

von

Sigmund Riezler

o. Mitglied der historischen Klasse der k. Akademie.

München 1891.

Im Verlag der k. b. Akademie.

Gedächtnisrede

auf

Wilhelm von Giesebrecht

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München

zur Vorfeier ihres 132. Stiftungstages

am 21. März 1891

von

Sigmund Riezler

o. Mitglied der historischen Klasse der k. Akademie.

München 1891.

Im Verlag der k. b. Akademie.

Wenn die historische Klasse den Beschluss fasste, die heutige Sitzung dem Andenken eines Mitgliedes zu weihen, dem hohe, wissenschaftliche Verdienste einen klangvollen Namen unter den Gelehrten und ein Werk von nationaler Bedeutung wahre Popularität verschufen, so ward sie nicht nur durch die Anerkennung dieses Ruhmes-titel, sondern auch durch das Bewusstsein einer besonderen Dankes-schuld bestimmt. Denn siebenundzwanzig Jahre hatte ihr Sekretär, Wilhelm von Giesebrecht, in unserer Akademie, dreissig Jahre in der ihr angegliederten historischen Kommission eine hingebende und fruchtbare Thätigkeit entfaltet, als er uns am 18. Dezember 1889 im Alter von fünfundsiebenzig Jahren durch den Tod entrissen wurde.

Indem ich ihn nenne, mischt sich in meiner Brust mit dem wiederauflebenden Schmerz um den Verlust eines verehrten Lehrers, eines immer gütigen Beraters das entmutigende Gefühl, dass ein Fähigerer als ich der hohen Versammlung sein Wesen und Wirken schildern sollte. Ich wünschte mir, um dieser Aufgabe gerecht zu werden, den scharfen Blick und die sichere Hand, die Giesebrecht selbst in unserer Mitte bewährt hat, wenn er Vorgänger und Mit-strebende, einen Friedrich von Raumer und Christoph von Stälin, Robert von Mohl und Oskar Peschel, Georg Heinrich Pertz, Georg Waitz, Max Duncker und viele andere gezeichnet hat. Der letzte grössere Vortrag, den er an dieser Stelle hielt, galt Leopold von Ranke, galt eben dem Manne, neben dem er in der Geschichte fort-

leben wird. Denn feiern wir Ranke nach und mit Niebuhr als Begründer jener modernen deutschen Geschichtswissenschaft, die man den auszeichnenden Leistungen unseres Jahrhunderts beizählt, so gehört Giesebrecht in die vorderste Reihe der Paladine, die um den Altmeister geschaart, die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung auf der von ihm gewiesenen Höhe erhielten und die kritische Methode auf zahlreiche Schüler fortpflanzten. Diese Rangstellung hat der Lehrer selbst seinem Jünger zuerkannt. Als Giesebrecht ihm zur Feier des 20. Februar 1877, zum sechzigjährigen Doktorjubiläum, nur brieflich seinen Glückwunsch senden konnte, bedauerte Ranke, dass er am Festtage in Berlin gefehlt hatte, denn: „Mit Waitz und Sybel“, schrieb er, „würden Sie meine Gloire als Lehrer vollständig gemacht haben.“¹⁾

Wie viel Gemeinsames in Denkart, Bildungs- und Lebensgängen des Meisters und Schülers lag, vermögen wir jetzt, nachdem über Ranke das kostbare Buch „Zur eigenen Lebensgeschichte“ erschienen, erst klar zu überschauen. Aus Pastorenfamilien stammend, ohne dass doch ihre Väter selbst dem geistlichen Berufe angehörten, waren beide gläubige, überzeugungstreue, dem Rationalismus abgeneigte Protestanten — nur dass Giesebrechts Religiosität schon in der Jugend die streng kirchliche Färbung trug,²⁾ die bei Ranke erst in späteren Jahren hervortrat. Beider Vorbildung war eine vorzugsweise philologische und während sie darin begriffen waren, wurden sie durch umfassende historische Lektüre für den Beruf ihres Lebens gewonnen und begeistert. Wie beide nicht vom praktischen Leben, sondern von der Literatur her zur Geschichtschreibung kamen, so war auch ihre Auffassung der Geschichte eine idealistische. Was Ranke im höchsten Greisenalter als sein Bekenntnis aufzeichnete: dass das Individuum sein eigenes geistiges Leben besitze, das zwar nicht ohne den Körper sein könne, aber doch aus unabhängigen Kräften erwachse; dass der Grad der Verwandtschaft mit der animalischen Natur des Menschen für ihn kein so grosses Interesse habe; dass er das Aufstöbern der Gräber zu anthropologischen

Zwecken nicht leiden könne³⁾ — Wort für Wort, wie ich glaube, hätte es Giesebrecht unterschrieben.

Beide hatten dann mit staatlicher Unterstützung ausgedehnte Forschungsreisen in Oesterreich und Italien gemacht (wobei sich die Aehnlichkeit bis auf den gleichen Weg erstreckt, den beide über Prag, Wien und Venedig nahmen) und beide wirkten, ehe sie auf den Hörstuhl einer Universität berufen wurden — Ranke sieben, Giesebrecht fast zwanzig Jahre — als preussische Gymnasiallehrer. Dichterisches Streben, das dem jugendlichen Giesebrecht die Brust schwellte, war auch Ranke, dem der Anlage nach sogar stärkeren Poeten,⁴⁾ nicht fremd — auch er hat sich in metrischen Uebersetzungen griechischer Dramen versucht — und wenn des Meisters Art, Geschichte zu schauen und zu schreiben, die poetische Ader nicht verleugnet, wenn nach seinem Sinne die Geschichte nicht nur Wissenschaft, sondern auch Kunst ist, so finden wir Giesebrecht in der Reihe seiner Jünger, bei der diese Auffassung und künstlerische Befähigung am entschiedensten zur Geltung kamen. In politischer Gesinnung behauptete Giesebrecht unter allen Schülern Ranke am nächsten zu stehen.⁵⁾ Beide waren in ihrer Jugend auch in der politischen Presse thätig, haben aber Anträge, sich noch tiefer damit einzulassen, abgelehnt. Endlich sind beide in ein näheres Verhältnis zu unserem grossen Förderer und Schirmherrn historischer Studien, zu König Maximilian II., getreten und in der thatsächlichen Leitung der von diesem begründeten historischen Kommission, wenn auch nicht als ihr Vorsitzender dem Namen nach, hat Giesebrecht seinen Lehrer abgelöst.

Die Giesebrecht stammten, soweit wir sie zurückverfolgen können, aus Rostock. Durch drei Generationen kennen wir sie als ein Geschlecht von Pastoren und Schulmännern, denen zugleich historischer Sinn und dichterische Anlagen eigen waren.⁶⁾ Eine Schwester Wilhelms hat den Familiengliedern das Pfarrhaus zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz geschildert, wo ihr Grossvater Ben-

jamin wohlthätig gewaltet hatte. Als Verfasser der „Wendischen Geschichten“, und Herausgeber der theologisch-philosophisch-poetischen Zeitschrift „Damaris“ hat dessen Sohn Ludwig, Wilhelms Oheim, der als Husar die Befreiungskriege mitgefochten hatte, dann als Professor und Schulrat in Stettin wirkte, einen hochgeachteten Namen sich erworben. Mir war es vergönnt, Ludwig Giesebrecht als Greis kennen zu lernen, dem noch unter silberweissem Haar aus klarem Auge das Feuer jugendlicher Begeisterung strahlte, eine selten harmonische, in sich beglückte Persönlichkeit. Das Verhältnis zu diesem Onkel rechnete Wilhelm zu seinen segensreichsten Lebensbeziehungen; fast stets fand er sich mit ihm eins in religiösen wie politischen Anschauungen; Fragen aus diesen Gebieten werden in dem vierzigjährigen Briefwechsel zwischen beiden Männern, der mir vorlag, ebenso häufig besprochen wie wissenschaftliche und (wenigstens in Wilhelms Jugendzeit) poetische Dinge. Als ihm der Onkel 1860 einen Band seiner Damaris übersandte, bezeugte der Neffe, dass Vieles, was unbewusst in ihm gelegen, aber durchaus nur in der Consequenz seiner Denkweise begründet war, ihm erst durch die Sicherheit und Klarheit, womit der Onkel es entwickelt, deutlich geworden sei.⁷⁾ „Ich danke es Gott“ — schrieb Wilhelm am 3. Januar 1866 an den Onkel — „dass er uns so nahe verbunden hat. Seit mehr als dreissig Jahren setzt sich dieser Briefwechsel zwischen mir und Dir fort und ich habe immer neue Kraft und neuen Mut aus ihm geschöpft. Bei jeder wichtigen Entscheidung meines Lebens habe ich den Entschluss nur gefasst unter Erwägung dessen, was Du dazu sagen würdest, selbst wenn ich Dich nicht besonders befragt hatte, wie es doch meist geschehen ist. Nachdem mir der Vater entrissen war, habe ich Dich immer als den Mann betrachtet, der mir Vaters Stelle vertrete. So ist mein Leben auch durch das Deinige bestimmt worden“. Wilhelms Vater selbst, Karl, Professor am Grauen Kloster-Gymnasium in Berlin, der noch in späteren Jahren die Kanzel bestieg, hat in einem Epos die Leipziger Völkerschlacht besungen und Trauerspiele, darunter einen Konradin, gedichtet; bis

an sein Ende beschäftigte ihn eine neue Messiade. So ist in Friedrich Wilhelm Benjamin, dem Enkel, der am 5. März 1814 in Berlin geboren ward, nur mit verstärkter Kraft hervorgetreten, wozu schon die Väter in sich den Grund gelegt hatten: ein von Patriotismus und Poesie angehauchtes wissenschaftliches Streben, verbunden mit regem, pädagogischem Trieb, war das Erbteil seiner Ahnen. Auch der Geist des evangelischen Pfarrhauses ist immer in ihm lebendig geblieben; hier wurzelte sein strenger Glaube, von dem er in jungen wie alten Jahren gern öffentlich Zeugnis ablegte und mit diesem hing zusammen die ungetrübte Freudigkeit seiner Seele, seine Pflichttreue und unermüdliche Arbeitslust, die Strenge gegen sich selbst und die nicht immer damit verbundene Kehrseite: die Milde gegen andere, seine Genügsamkeit in den Genüssen des Lebens, wie die nie leidenschaftliche, doch immer entschiedene Ablehnung alles dessen, was ausserhalb der Schranken dieser Weltanschauung lag, wie ihm denn der leichte Sinn der Franzosen ebenso wenig zusagte, wie die gesellschaftliche und moralische Ungebundenheit einer genialen Künstlernatur. Er konnte sich nie zu einem Besuche von Paris entschliessen, während sein Plan, mit dem Oheim nach Jerusalem zu pilgern, nur aus Gründen, die ausserhalb seines Willens lagen, nicht zur Ausführung gedieh.

Dass die kosmopolitische Strömung des jungen Deutschland, die in seine Jugendzeit fiel, keinen Einfluss auf ihn gewann, bedarf nach allem dem kaum der Erwähnung. Mit aller Macht drängten ihn Familientradition und Erziehung in die Geleise nationaler Gesinnung, deren Pflege schon die erste Schule, der ihn sein Vater übergab, die Anstalt des Dr. Franz Marggraff in der Sophienkirchgasse in Berlin, als wichtige Aufgabe erfasste. Marggraff war ein Freund Jahns, immer altdeutsch gekleidet gleich diesem, ein Mann, der durch Tüchtigkeit und Patriotismus Giesebrechts Vater anzog. In seinen Erinnerungen an Rudolf Köpke⁸⁾ hat uns Wilhelm Giesebrecht geschildert, wie in dieser Schule in den Gesangstunden die Lieder von Arndt, Schenkendorf und Körner angestimmt wurden, wie an

den Schlachttagen der Befreiungskriege die Geschichten der noch kein Jahrzehnt alten Heldenkämpfe verlesen wurden, des Abends die Knaben auf die Hasenheide hinauszogen und Freudenfeuer anzündeten. Wie anders waren doch diese Jugendeindrücke, als diejenigen, die Ranke, der geborene Sachse, in Donndorf und Schulpforte in einem mit Napoleon verbündeten Staate empfing! Schon von hier aus erklärt es sich, dass neben dem Grade der geistigen Begabung vor allem in Wärme und Stärke des nationalen Gefühls die sonst so eng verwandten Historiker sich trennen. Ueberdies aber ward Ranke durch die Ausdehnung seiner Studien auf ganz Europa, durch wiederholte Reisen nach Frankreich, England, Italien und die vielen dort angeknüpften persönlichen Beziehungen, durch seine vollständige Beherrschung der modernen Cultursprachen und seine Vermählung mit einer Engländerin ein internationaler Zug aufgeprägt, der weit entfernt, seine deutsche Gesinnung zu ersticken, sie doch beeinflusste und der ihn sehr bestimmt von Giesebrecht unterscheidet.

Von den mittleren Klassen des Gymnasiums an setzte Wilhelm seine Studien am Grauen Kloster fort, wo sein Vater wirkte. Fremdartig ragten in der modernen Grossstadt die Kreuzgewölbe der alten Klostersäle herein. Was lag näher, als dass die Knaben auch ihre Spiele und Kämpfe mit Vorliebe in die phantastische Welt des Mittelalters verlegten, dessen Geist hier gleichsam vor ihren Augen umzugehen schien? Allmählich nahmen diese Spiele mehr und mehr einen theatralischen Charakter an, um endlich fast ganz in dramatischen Vorstellungen aufzugehen. Mit improvisirten Komödien und Tragödien beginnend, wagten sich die jungen Schauspieler zuletzt an Schiller und Göthe, Shakespeare und Calderon. Giesebrecht gedenkt einer Vorstellung der Piccolomini, wobei er selbst den Max, sein Freund Köpke den Vater Piccolomini spielte. In diesen Jahren politischer Abspannung war in der heranwachsenden Jugend Berlins Schöngeisterei weit verbreitet. In Giesebrecht traf diese Richtung zudem mit einem ausgeprägten Familienzuge zusammen. Hatte er

schon in der Schauspielergesellschaft der Knaben zu den Leitern gehört, so behielt er diese Stellung in dem Klub junger Poeten, der aus diesem Verein erwuchs und aus der Schulzeit bis in die Universitätsjahre hineinreichte.

Als er zu Ostern 1833 die Universität Berlin bezog, regte sich in ihm noch keine ausgesprochene Neigung für ein Fachstudium. Wenn er sich zunächst für Philologie entschied, so wirkte darauf das Vorbild seines Vaters und die Aussicht, so am leichtesten in Verbindung mit Poesie und schöner Literatur zu bleiben. In buntem Wechsel hörte er philosophische und philologische, historische und theologische Vorlesungen. Boeckhs scharfsinnigen Argumenten über griechische Antiquitäten zu folgen fand er höchst anziehend, wiewohl es der Vortragende, wie er schreibt, „bis jetzt nur immer dahin gebracht hat, dies könne alles entweder so sein oder auch nicht so sein.“⁹⁾ Ausser Boeckh hörte er im Wintersemester 1833 auf 34 Steffens, Gans, Hotho. Eine Zeit lang überliess er sich völlig philosophischen Spekulationen und poetischen Beschäftigungen. Dreimal sein Werk umarbeitend, übersetzte er die Antigone des Sophokles und ward darüber von Begeisterung und Liebe für den grossen Tragöden erfüllt. Bei einem Besuche in Halle trug er Freunden seine Nachdichtung vor und erntete damit „bei früheren Verächtern des Altertums und Ungelehrten, einem in vieler Beziehung sehr sicheren Publikum bei solchen Unternehmungen“, einen Beifall, der ihn ermutigte, nun auch an die Elektra zu gehen.¹⁰⁾ An den Oheim sandte er Lieder, die er gedichtet hatte, und da der berühmte Balladencomponist Löwe Dichtungen des Oheims in Musik gesetzt hatte, gab er sich der Hoffnung hin, dass auch seinen Liedern diese Ehre widerfahren werde. „Haben meine Verse noch keine Gnade vor Löwe's Augen gefunden“? schrieb er (1. Dez. 1835) an den Oheim. „Erst aus der Musik hören ja die Menschen, was in einem Gedichte, einem Liede liegt, in Worten und Buchstaben kommt es ihnen zu klein und winzig, zu nüchtern und nichtssagend vor. Erst

wenn die Töne sie schaukeln und werfen, fühlen sie, dass sie auf hohem Meere sind.“¹¹⁾

Als Zwanzigjähriger dichtete Giesebrecht eine fünftakte Tragödie „König Otto I. und sein Haus“ und ein Lustspiel in zwei Akten „Aus seinem Leben“. Die Tragödie lässt zumeist den Einfluss des damals in Halle lebenden „märkischen Dichturfürsten“ Friedrich de la Motte Fouqué verspüren, der den jugendlichen Poeten unter seine Fittige genommen hatte. Den Mittelpunkt der Handlung bildet die Auflehnung Herzog Ludolfs von Schwaben gegen seinen Vater. Das Lustspiel behandelt nicht nur eine Episode aus Göthe's Leben, dessen in Dichtung und Wahrheit erzähltes Erlebnis mit den zwei Tanzmeisterstöchtern in Strassburg, sondern ist auch Göthe nachempfunden und ganz in seiner Manier gehalten. „Wie gern möchte ich dem deutschen Theater einst etwas sein“, schreibt Wilhelm im Juni 1834 an den Oheim, „aber ich bin fast mutlos. Da muss erst eine Masse ernster Menschen gegen diese Masse Charlatane auftreten, ein förmlicher Kampf beginnen, ehe irgend ein Segen hier zu erwarten.“ Indessen bequemte er sich doch auch selbst zur leichteren Gattung. Eben im Sommer 1834 ging ihm eine kleine Operette im Kopfe herum, „die mit Studenten und Studentensuiten harmlos und munter spielen und das ganze Philisterium etwas encouragiren sollte.“ Kühne Hoffnungen wechselten in seiner veränderlichen Poetenstimmung mit Verzagen an der eigenen Kraft. Unter den Aeusserungen an den Onkel findet sich auch die Klage, dass ihm „oft und meist alle seine Dichtergabe sehr zweifelhaft sei“.¹²⁾ Dass dieselbe aber in massgebenden Kreisen Anerkennung fand, dürfen wir daraus schliessen, dass dem jungen Dichter noch in seiner Studentenzeit an zwei beliebigen Wochentagen freier Eintritt im königlichen Schauspielhause gewährt wurde, damit er zum Talent auch die unentbehrliche Beigabe der Bühnenroutine sich erwerben könnte. Da der häufige Besuch des Theaters bei dem sittenstrengen Oheim in Stettin Besorgnis weckte, schrieb er diesem (1834, 11. Mai): „Ich strafte gern Deine Besorgnis

Lügen! Schlechter Effect reizt mich nicht. Gebe Gott, dass diess Höllenwerk mich nie mehr blende als jetzt!“

Auch wegen seiner philosophischen Studien mussten besorgte Verwandte beschwichtigt werden. Wenige Jahre nach Hegels Tod in Berlin studiren und nicht von Hegel'scher Philosophie berührt werden schien damals fast nur durch Stumpfheit des Geistes erklärlich, auf Giesebrecht aber war der erste Eindruck dieser Philosophie ein so tiefer, dass er mit jugendlichem Feuer Hegel neben Göthe als seinen „Halbgott“ proklamirte. „Warum“, äusserte er zu seinem Vetter, Justizrat Wilke in Halle, „warum soll das Institut der Halbgötter der Alten nicht von uns für unsere grossen Meister auch eingeführt werden oder warum soll nicht wenigstens jeder Mensch seine Götter auf Erden haben?“ Peinlich betroffen, antwortete Wilke: „Weil die Alten keinen geoffenbarten, einigen und lebendigen Gott hatten, darum erschien ihnen die Leere ausfüllbar durch Menschen, die in hoher geistiger Gestalt einhergingen. Für uns ist solche Menschenverehrung immer mit grossen Gefahren verknüpft. Welche aber hast Du Dir nun gerade erwählt? Diejenigen zwei, die (wenigstens nach Deiner Auffassung von Hegel) gerade am allerweitesten von Gott und unserer geoffenbarten Religion fern sind und im eigenen Lichte mindestens neben derselben glänzen wollen!“ Wilke fand, dass sein junger Vetter, seitdem er sich philosophischen Auffassungen ergeben habe, in allem seinem Thun und Denken gleich um mehrere Jahre unreifer geworden sei. „Sehet zu“, warnte er mit dem Apostel, „dass euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen und nicht nach Christo!“¹³⁾ Wie viel Giesebrecht auf den väterlichen Berater in Halle hielt, ersehen wir aus einer Charakteristik Wilke's, die er nach einem Besuche in Halle in einem Schreiben an Onkel Ludwig niederlegte: „Das vollkommene Glück im Wilke'schen Hause wirkt jetzt noch wohlthuend auf den Gast durch den wahrhaft religiösen und christlichen Sinn, der Wirt und Wirtin im höchsten Grade beseelt. Achtungswert fand ich an Wilke, dass er, obgleich

streng orthodox gesonnen, mit bestimmter Zurückweisung dessen, was man Rationalismus zu nennen beliebt und was eigentlich doch mehr oder minder nichts als Materialismus oder Pantheismus ist, dennoch sich in keinen Separatismus verirrte, wozu die Gelegenheit in Halle nur zu leicht gegeben ist.¹⁴⁾ Wilke's Zureden, das Vorbild des Stettiner Onkels, die ganze Tradition der Familie konnten ihre Macht auf den Jüngling nicht verfehlen und so bezeichnet seine Schwärmerei für den Philosophen der Mode nur eine rasch vorübergehende Phase in seiner Entwicklung.¹⁵⁾ Die Hegel'sche Philosophie hat seinen Geist aufgewühlt wie die Pflugschar das Erdreich, aber nicht als fruchtbarer Samen darin Wurzeln geschlagen; weder seinen Glauben vermochte sie auf die Dauer zu erschüttern,¹⁶⁾ noch später seine historische Auffassung zu beeinflussen. Gleich einem berühmten Vorgänger¹⁷⁾ konnte Giesebrecht erfahren, dass fleissige Geschichtslektüre dem Eifer in der Philosophie schade, da hingegen keine Philosophie die Neigung zur Geschichte schädigen könne. Ein Niebuhr schrieb mit neunzehn Jahren frühreif und früh entschieden: „Ich will die Grundsätze der Philosophie zur Bearbeitung der Geschichte anwenden“,¹⁸⁾ von Ranke's Weltgeschichte mag man einen Faden zu Hegels Lehre schlingen, wonach jede geschichtliche Bewegung ein Moment der fortschreitenden Entwicklung des absoluten Geistes ist, in Giesebrechts Kaiserzeit aber dürfte noch niemand einen Zusammenhang, sei es mit Hegel, sei es mit irgend einem philosophischen System entdeckt haben.

Neben der Philosophie aber gibt es kaum eine Wissenschaft, die so wenig eingezäunt ist und sich der Einzäunung so sehr entzieht, wie die Geschichte, und wie verschiedene Wege auch zur Vorbildung des Historikers möglich sind, am wenigsten würde wohl der ausschliessliche Betrieb historischer Studien zum Ziele führen. Indessen erwachte doch auch bei Giesebrecht schon in den ersten Universitätsjahren unter der Mannichfaltigkeit seines Strebens die vorwiegende Neigung zur Geschichte.¹⁹⁾ In seinen Briefen an den Onkel mehren sich allmählich die Hinweisungen auf seine historischen Studien und

Lektüre, auf Herder, dessen Ideen ihn „ungemein belehren und interessiren“, auf Herodot, „den alten Herrn, der mit jedem Wort entzückt und die Frage wachruft, woher die Griechen diesen unendlichen Reiz nehmen.“ „Schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, alle die Helden zu sehen von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist gar so süß und es ist gar so verführerisch!“ — so schrieb Ranke 1820 an seinen Bruder Heinrich, und dieselben Empfindungen überwältigten nun fast auf gleicher Altersstufe den empfänglichen Giesebrecht. Oft überraschte ihn Mitternacht beim Lesen in der Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte, ohne dass er ahnte, dass er dereinst selbst an die Spitze dieses Sammelwerkes treten sollte. Entscheidend für seine ganze Lebensbahn ward der Eintritt in das historische Seminar, das Ranke damals in seiner Wohnung abhielt, die Pflanzstätte aller historischen Seminare, die seitdem über die deutschen Hochschulen sich verbreiteten. Wie die Blüten der Sonne wandten sich aufstrebende Talente damals dem genialen Meister zu, der mit seinem Zauberstabe einen frischen Quell aus dem wüsten Gestein der Urkunden, Chroniken und Akten hervorlockte: neben Giesebrecht — „er war poetisch angelegt und verstand schon damals zu schreiben“, so zeichnet ihn Ranke in der Erinnerung an seine alten Schüler²⁰⁾ — sassen hier Waitz und v. Sybel, Siegfried Hirsch und Dönniges, Roger Wilmans und der mit Giesebrecht durch enge Freundschaft verbundene Rudolf Köpke. Die sichere Methode kritischer Geschichtsforschung war gefunden, Niebuhr hatte sie auf das Altertum, Ranke zunächst auf die neuere Geschichte angewendet, nun galt es, sie auch auf den unübersehbaren Gebieten des Mittelalters wirken zu lassen.

Kühnen Mutes wagte sich Giesebrecht schon 1834 an eine Preisaufgabe über Heinrich I. Er selbst setzte keine Hoffnung auf den Erfolg, da er die Arbeit durch einen Aufenthalt in Mirow unterbrochen und in grösster Eile vollendet hatte. Nur um sich nicht vor sich selbst zu schämen und auf halbem Wege stehen zu bleiben, hatte er sich zur Fertigstellung und Einlieferung entschlossen. Er

führte daher auch keine Klage darüber, dass ihm der Preis nicht ertheilt wurde, doch konnte er mit Befriedigung ein Urtheil Ranke's registriren: die Arbeit, wiewohl rasch und flüchtig hingeworfen, sei nett, sehr nett und verrate Geist. Der glückliche Sieger in dieser Preisbewerbung war Georg Waitz, der auch in den nächsten Jahren sein Uebergewicht über die meist etwas jüngeren Mitstrebenden durch scharfe, auf Wunsch Ranke's verfasste Rezensionen ihrer Arbeiten geltend machte. Abgesehen von diesem bald ausgeglichenen Unterschied in der Entwicklungsstufe trat schon damals zwischen Waitz und Giesebrecht ein gewisser Unterschied in der Methode hervor, der sich auch später nicht verwischt, das freundschaftliche Verhältniss der beiden Männer aber nie getrübt hat. Beide bezeichneten sich sogar gegenseitig als jene Schüler Ranke's, die in ihren Richtungen am weitesten auseinander gingen.²²⁾ Als Waitz Giesebrechts *Annales Altahenses* im Manuscript kritisirte, entschuldigte er sich in einem Briefe an den Verfasser, wenn er in seinen Ausstellungen mitunter etwas starke Ausdrücke gebraucht habe: „ich leugne nicht, hie und da hat mich ihre Vorliebe, einen Zusammenhang zu machen, wo die Quellen nichts davon wissen, ein bischen offendirt.“²³⁾ Es ist aber nur die Kehrseite derselben Münze, wenn manche finden wollen, dass Waitz nicht entschieden genug strebt, über die Quellen hinaus zur Anschauung der Dinge selbst vorzudringen, dass er der Combination allzu wenig Raum gestattet, dass wohl aus diesem Grunde besonders das persönliche Moment der Geschichte in seinen Darstellungen nicht genügend hervortritt²⁴⁾ und allzu oft das Ergebnis seiner kritischen Mühen auf zusammenhanglose Einzelheiten sich beschränkt, welche zu wissen für den menschlichen Geist keinen Wert besitzt. Denken wir uns die namhaftesten deutschen Historiker gruppiert nach dem Grade, in dem sie Combination und darüber hinaus dichterische Intuition zur Anwendung bringen, so wäre Waitz als dem Vertreter der strengsten Enthaltsamkeit zweifellos der Platz auf dem äussersten rechten Flügel, Giesebrecht jedoch, wie mir scheint, nicht auf der entgegengesetzten

Seite, sondern mehr im Centrum anzuweisen. Da es aber in der Regel nötiger sein wird, den Neuling zur Enthaltbarkeit als zur Combination anzuleiten, mag man es immerhin neben den überwiegenden persönlichen auch auf diesen sachlichen Grund zurückführen, wenn die Methode der historischen Kritik nach Ranke von keinem seiner Jünger auf so zahlreiche Schüler fortgepflanzt wurde, wie von Waitz. Für Giesebrechts Unparteilichkeit und Bescheidenheit aber ist es fürwahr ein schönes Zeugnis, dass er in seinem Nekrologe auf Waitz²⁵⁾ es als durchaus begründet erklärt, wenn man in der Ranke'schen Schule (wie sie die Vereinigung der Jahrbücher bildete,) Waitz die erste Stelle angewiesen hat.

Mit gereifter Kraft und brennendem Eifer trat aber Giesebrecht nun unter die Mitarbeiter an den von Ranke angeregten und geleiteten Jahrbüchern des deutschen Reichs, eine Vereinigung, aus welcher der Name der Ranke'schen Schule entstanden ist. Wir vermögen dem Jüngling das Hochgefühl nachzuempfinden, mit dem er vierthhalb Jahrzehnte später den unvergesslichen Reiz dieser gemeinsamen Arbeit schildert. Glückliche Zeit der Jugend! Der Jugend in doppeltem Sinn, denn jung war auch die Wissenschaft, von allen Seiten erschloss sich eine Fülle neuer Quellen und auch altbekannte wurden nun zum erstenmale auf ihren Gehalt geprüft. 1840 konnte Giesebrecht als erste literarische Frucht seiner Teilnahme an Ranke's Uebungen die Jahrbücher der Regierung Otto's II. veröffentlichen, für die damalige Zeit eine vorzügliche Leistung, wenn auch wenig später durch den von Pertz und Köpke erbrachten Nachweis, dass die Chronik von La Cava eine Fälschung sei, eine der Grundlagen seiner Darstellung untergraben wurde.

Kein Jahr war verstrichen, so folgte ein neuer glücklicher Wurf: die „Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten hergestellt.“ Die Fähigkeit, verlorene Quellenschriften zu reconstituieren, indem man aus den Nachrichten späterer Schriftsteller, welche dieselben noch benutzt hatten, auszusondern verstand, was nur auf sie zurückgeführt

werden konnte, war eine alte Errungenschaft der kritischen Methode, aber vielleicht nie, vorher oder später, ist sie mit gleichem Erfolge wie hier angewendet worden. Giesebrecht verwertete Geschichtswerke des 15. und 16. Jahrhunderts, besonders der bayerischen Historiker Staindl und Aventin, um aus ihnen die verschollenen Jahrbücher des Klosters Niederaltaich wiederherzustellen und gewann damit der Forschung eine sehr ergiebige und zuverlässige Quelle, besonders für die Ungarnkriege unter Kaiser Heinrich III., zurück. Die gewonnenen Resultate auf ihre Richtigkeit zu prüfen ist sonst der Geschichtsforschung versagt. Einzig war hier die glückliche Fügung, dass diese Probe gestattet ward, dass noch zu Lebzeiten, ja so zu sagen unter den Augen des Wiederherstellers die verlorenen Annalen in einer Abschrift Aventins, die nebst einigen anderen Stücken von dem übrigen literarischen Nachlasse dieses Humanisten in unserer Staatsbibliothek getrennt worden war, wieder zum Vorschein kamen, dass der Besitzer des Manuscriptes einer von Giesebrechts Schülern war und dass der Fund in allem wesentlichen seine grossartige Conjekture bestätigte. Damit war ebensowohl die Sicherheit der kritischen Methode erwiesen wie der Scharfsinn und die Sorgfalt, womit Giesebrecht dieselbe angewendet hatte. 1868 konnte der Wiederhersteller der *Annales Altahenses* gemeinsam mit dem Besitzer des Manuscriptes die lange verschüttete Quelle selbst in den *Monumenta Germaniae* veröffentlichen.

Mittlerweile hatte der frühe Tod des Vaters (20. Sept. 1832), der erfolgte, während Wilhelm noch am Gymnasium studirte, diesen gezwungen, sogleich nach dem Abschluss seiner Studien eine selbstständige Stellung anzustreben. Schon mit dreiundzwanzig Jahren wurde er (22. Juli 1837) als ordentlicher Lehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin angestellt,²⁶⁾ unter dem Direktor Meineke, von dem Giesebrecht rühmt, dass seine feine, geistvolle Persönlichkeit über alles, was er trieb, einen eigentümlichen Zauber verbreitete. Mit dem Lehramte war die Inspektion in dem Alumnat dieses Gymnasiums verbunden. Ein Vortrag, den Giesebrecht später in

der Gymnasiallehrergesellschaft in Berlin über die Berechtigung und Notwendigkeit der Alumnate, das heisst staatlicher Erziehungs- und Bildungsanstalten hielt, ist daher aus besonderer Sachkenntnis geflossen. Unbehindert durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, widmete sich der jugendliche Dozent seinem Lehrerberufe mit Eifer und mit einer Begeisterung, der die mächtige Wirkung auf die Schüler nicht fehlte. „Die Pädagogik“, schreibt er 1838,²⁷⁾ die mir übrigens Erzieher und Lehrer zugleich ist, beschäftigt mich immer noch am meisten und ich finde meines Herzens Genügen darin. Ich bin nun einmal nicht allein für die Studirstube gemacht, sondern muss in eine praktische Wirksamkeit hinaus, wenn ich mich ganz wohl fühlen soll.“ Zur Schule zog ihn auch später noch, als er längst den Hörstuhl einer Universität bestiegen hatte, seine Neigung und er ward nicht müde, nicht nur seine Anhänglichkeit an dieselbe zu beteuern, sondern auch für dieselbe zu wirken. Als Mitglied und stellvertretender Vorstand des obersten Schulrates dahier, einer Behörde, für deren Einrichtung er selbst zu Rate gezogen worden war,²⁸⁾ verstand er die Erfahrungen, die er in zwanzigjähriger Ausübung des Gymnasiallehrerberufes gesammelt hatte, für die bayerischen Mittelschulen fruchtbar zu machen; jede amtliche Thätigkeit war ihm da, wie er öffentlich aussprach, „zugleich wahre Herzenssache.“²⁹⁾ Hauptsächlich auf die Autorität seiner Sachkenntnis, auf seine Energie und Beharrlichkeit ist die seit dem Ende der Sechziger Jahre bei uns durchgeführte Reform des Geschichtsunterrichts an den Gymnasien, der über das bisher übliche Abhören eines aus dem Lehrbuche auswendig gelernten Stoffes emporgehoben und wenigstens teilweise Fachmännern übertragen wurde, zurückzuführen. Der Lehrplan für Geschichte an den bayerischen Gymnasien und Realschulen in der Schulordnung von 1874 ist, wie es scheint,³⁰⁾ aus seiner Feder geflossen. Aber auch auf die Gestaltung des ganzen Unterrichts an diesen Anstalten haben seine immer wieder erneuerten Klagen,³¹⁾ dass zu viel überhört, zu viel Noten erteilt und zu wenig unterrichtet werde, wenn auch erst nach einer Reihe von Jahren wohlthätig eingewirkt.

Der Empfehlung Ranke's und dem Wohlwollen des Ministers Eichhorn verdankte es der strebsame Gelehrte, dass er mit Urlaub und staatlicher Unterstützung vom Herbst 1843 bis Ostern 1845 Oesterreich und Italien bereisen konnte,³²⁾ um in den grossen Bibliotheken, in Wien und Venedig, Florenz und besonders Rom, historische Quellenschriften hervorzuziehen und zu vergleichen. Am 13. Dezember 1843 fuhr er durch die Porta del Popolo in Rom ein. Die Schwierigkeiten, die den Arbeitern in der Vatikanischen Bibliothek damals noch entgegengestellt wurden, hinderten ihn doch nicht an ergiebiger Ausbeute. Ein Schreiben vom Dezember 1844³³⁾ bezeichnet als den Hauptgewinn seiner bisherigen Arbeiten: die Vergleichung des Registrum Gregors VII., einen neuen Text des Pandulf von Pisa, Bemerkungen und Ergänzungen zu den Papstleben des 11. Jahrhunderts, (deren Ausgabe er dann für die Monumenta Germaniae übernahm und vorbereitete) weitläufige Auszüge aus einem ungedruckten Werke des Kardinals Deusdedit contra simoniacos, wichtige Aktenstücke aus dem Albinus und eine Collationirung des Marianus Scotus. Den 7. Band der Scriptorum in den Monumenta Germaniae eröffnete eine Ausgabe des Johannis chronicon Venetum et Gradense nach der von Giesebrecht hergestellten Abschrift eines Vatikanischen Codex. In Schmidts eben eröffneter Zeitschrift für Geschichtswissenschaft berichtete er in einer Reihe von Artikeln über neuere Erscheinungen der historischen Literatur Italiens. Als ein weiteres wissenschaftliches Ergebnis dieser Reise ist seine 1845 erschienene Schrift: *De Literarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis* zu bezeichnen.

Das Köstlichste, was der römische Aufenthalt ihm gewährte, war die dort angeknüpfte Bekanntschaft mit einer edlen deutschen Frau, die er zu Ostern 1846 in Berlin als Gattin heimführte. In dem ungetrübten Glück, das er in dieser Ehe fand, konnten alle seine Fähigkeiten und Vorzüge sich frei entfalten; seine Briefe aus den folgenden Jahren sind voll von Kundgebungen der innersten Befriedigung.

Für seine geistige Entwicklung aber kann man die anderthalb Jahre, die er in Italien verweilte, schönen, heissen Tagen vergleichen, „an denen Früchte, die lange grün und hart am Baume hingen, Farbe, Wohlgeruch und Reife schneller empfangen“. War es für die Lebensaufgabe, die er sich später stellte, wertvoll, dass ihm der italienische Schauplatz der deutschen Kaisergeschichte und das italienische Volk keine toten Begriffe geblieben, so ward seine Beurteilung des Mittelalters dadurch über Missverständnisse und Unkenntnis emporgehoben, dass er katholisches Kirchenleben nun in der Nähe beobachten konnte und längere Zeit unter seinem mächtigen Eindruck stand. Denn in dem Bau der christlichen Menschheit im Mittelalter steht die Kirche nicht als ein Gefach neben andern; sie ist der centrale Kuppelbau, um den sich wie Nischen Staat und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft anschliessen, von dem aus sie alle ihr Licht empfangen oder doch nach der herrschenden Theorie empfangen sollen. Was nun Giesebrecht vom katholischen Leben damals sah und beobachtete, lehrte ihn nach seinen eigenen Worten, „dass die katholische Kirche sich Vorzüge bewahrt habe, die der protestantischen verloren gegangen sind“. Wer Zeit und Beruf hätte, meinte er, das römische kirchliche Leben nach allen seinen Seiten zu beobachten und in erschöpfender Weise darzustellen, würde mit einem solchen Werke dem Protestantismus eines der schönsten und dankenswertesten Geschenke machen. Er erklärte, dass es ihm aus innerster Seele geschrieben sei, was der anonyme protestantische Verfasser der „Bilder und Skizzen aus Rom“³⁴⁾ damals äusserte: „Jeder vernünftige Protestant wird bekennen, dass seine Kirche sich nicht alle christlichen Elemente zu eigen gemacht und sie entwickelt hat. Der Aufenthalt in Rom überzeugt uns, dass gar manches, was die meisten Kritiker als Gemächte, als Missbrauch späterer Zeit darstellen, wirklich schon früh bestanden hat Manches allgemein menschliche Bedürfnis, welches der Protestantismus geradezu ignorirte, versuchte wenigstens Rom zu bieten, zu befriedigen.“ In Monte-Casino lebte Giesebrecht mehr als zwei Wochen mit den Bene-

diktinern, er machte die Bekanntschaft des späteren Abtes, des Historikers Don Luigi Tosti, „eines lebhaften, feurigen Geistes, Italiener durch und durch“, und wusste dessen, wie aller Mönche Freundlichkeit und Gefälligkeit nicht genug zu rühmen.

Die Eindrücke, die er in Italien empfing, legte er in einer langen Reihe von Feuilleton-Artikeln nieder, die unter dem Titel: „Reise-skizzen aus Italien“ in der Allgemeinen Preussischen Zeitung³⁵⁾ veröffentlicht wurden. Es sind gewandt und geistvoll gezeichnete Schilderungen der italienischen Volkssitten, des kirchlichen Lebens, der Kunst, der politischen Verhältnisse, die man noch heute mit Interesse und Vergnügen lesen wird.

Durch das journalistische Geschick aber, das sich in dieser Publikation kundgab, ward ein Antrag veranlasst, der Giesebrecht für immer der wissenschaftlichen Thätigkeit zu entreissen drohte. Gegen Ende des Jahres 1846 trug ihm Pertz im Einverständnis mit dem Minister Eichhorn mit einem Gehalt von 1500 Reichsthalern die Stelle des Hauptredakteurs an einer neu zu gründenden „Deutschen Zeitung“ an, nachdem der zuerst in's Auge gefasste, aus der Schweiz berufene Redakteur Lohbauer durch sein Programm einen Angriff Dahlmanns und die Missgunst des Publikums herausgefordert hatte. Giesebrecht erklärte damals, er sei „der Mann keiner Partei, seiner Ansicht nach der conservativen wie der radicalen gleich entgegengesetzt, für die weitere Entwicklung der ständischen Institutionen, nicht nur zu Reichsständen, sondern auch zu besserer Vertretung der einzelnen Volksklassen in den Landständen selbst, in kirchlicher Beziehung stehe er nicht nur dem Katholizismus, sondern jeder katholisirenden Partei in der evangelischen Kirche als entschiedener Gegner gegenüber (eine Entschiedenheit, die uns einen Fingerzeig bietet, hinter seinen römischen Bemerkungen nicht zu viel zu suchen), in der evangelischen Kirche müsse sich mehr und mehr eine freie Gemeindeverfassung entwickeln“. Pertz antwortete, man wolle und wünsche nichts anderes.³⁶⁾ Dass der Plan gleichwohl nicht zur Ausführung gedieh, wie auch ein späterer Versuch, Giesebrecht für

die Journalisten-Laufbahn zu gewinnen, scheiterte, darf man für den jungen Gelehrten, wie für die Wissenschaft, der er diente, wohl als Glück begrüßen.

Zu politischer Bèthätigung aber rissen Sturm und Drang des Jahres Achtundvierzig auch solche fort, die bereits in der stillen Studirstube heimisch geworden. Giesebrecht hat oft erzählt, wie er in seiner damaligen Wohnung an der Leipzigerstrasse von den Schrecknissen der Strassenkämpfe in den Märztagen umtobt wurde. Ueber die Berliner Revolution hat er in seinen Erinnerungen an Köpke ein vernichtendes Urteil gefällt. In keinem der Strassenredner und Volkshelden, welche sie hervorbrachte, fand er auch nur einen Anflug von sittlicher und geistiger Grösse; alles, was die Führer der Revolution in Scene setzten, schien ihm den Stempel der Gemeinheit oder der Lächerlichkeit zu tragen. Schwer betroffen von der Wahrnehmung, dass man in Preussen die Festigkeit der monarchischen Institutionen des heimischen Staatswesens überschätzt hatte,³⁷⁾ jetzt rückhaltlos den Conservativen angeschlossen, liess er sich in den Vorstand des Patriotischen Vereins wählen, der für die monarchischen und conservativen Prinzipien focht, und entfaltete hier in Wort und Schrift eine rührige Thätigkeit, stets auf Seite jener, die sich mit grösster Energie und Bestimmtheit für die Einheit Deutschlands aussprachen. „Alle Schwächen der monarchischen Partei“, schrieb er an den Oheim,³⁸⁾ „sehe ich wohl und decke sie auch schonungslos in ihrer Mitte auf, aber doch ist hier meine Stelle, denn die Lehren der Demokratie verabscheue ich und an dem Tage, wo ich ihr auch nur einen kleinen Finger reichte, glaubte ich mich dem Satan ganz hingegeben zu haben. Nach meiner innersten Ueberzeugung ist die Demokratie an allem Unheil dieser Tage schuld. Aus genauer Kenntniss der hiesigen Stimmung kann ich versichern, dass die masslosen Angriffe der Opposition in der Kammer die wohlgesinntesten Leute zur Ueberzeugung gebracht haben, jede parlamentarische Regierung sei unmöglich, der Constitutionalismus entweder überhaupt eine Lüge oder mindestens völlig unpassend für unsere Verhältnisse. Meine

Ansicht ist dies nicht, ich halte vielmehr noch jetzt die constitutionelle Monarchie für die einzige Verfassung, in der Preussen wieder festen Bestand gewinnen kann und auch der mildeste Absolutismus würde über kurz oder lang wieder einen schmachvollen 18. März zur Folge haben“. Onkel Ludwig war als Mitglied der erbkaiserialichen Partei in das Frankfurter Parlament gezogen. Seine Abstimmungen fand Wilhelm stets mit seinen eigenen Ansichten und Wünschen harmonirend.³⁹⁾ Als das Erfurter Parlament zusammentreten sollte, hätte er selbst nicht ungern eine Wahl in diese Versammlung angenommen, von der er die Verfassung des Bundesstaates hoffte. Von ihm sind die beiden Ansprachen verfasst, welche der Centralausschuss der verbundenen monarchisch-constitutionellen Vereine damals erliess und deren erste in allen Kreisblättern der Monarchie veröffentlicht wurde.⁴⁰⁾ Je kälter er manche seiner conservativen Parteigenossen in der deutschen Sache fand, desto eifriger und entschiedener erhob er für dieselbe seine Stimme.

Es ist typisch für die Entwicklung unserer öffentlichen Verhältnisse, dass der Gelehrte, der 1848 so regen Anteil am politischen Leben nahm, später nie wieder in die Arena der politischen Kämpfe herabstieg und dass die Geschichte seines Lebens fortan zur Geschichte seiner wissenschaftlichen Arbeit wird. Sogleich nach seiner Rückkehr aus Italien hatte er seine Aufmerksamkeit dem berüchtigten Vaticinium Lehninense zugewendet und in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (1846) die Wahrscheinlichkeitsgründe hervorgehoben, die für Christoph Heinrich Oelven als Verfasser sprachen. Seine Auffassung, wonach die Weissagung in den Achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts gefälscht wurde, ist jetzt allgemein angenommen, über den Autor aber haben neuere Forscher (Gieseler und Hilgenfeld) abweichende Vermutungen ausgesprochen und es scheint, dass eine Einigung darüber nicht erzielt werden wird, wofern nicht etwa ein unerwarteter Fund Gewissheit bringen sollte. Giesebrecht war literarischer Polemik abgeneigt und es gehört geradezu zur Signatur seines schriftstellerischen Wirkens, dass er sich in seltenem Grade

davon frei zu halten verstand. Hier aber konnte er nicht umhin, für gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse einzutreten, als der bekannte Verfasser der „Bernsteinhexe“, der evangelische Pfarrer Wilhelm Meinhold in der Kreuzzeitung trotz der stärksten Gegenbeweise an einem Mönche, Hermann von Lehnin, als Autor des Vaticinium festhielt und diesen als gottbegnadigten Propheten feierte.⁴¹⁾ 1851 liess Giesebrecht eine musterhafte Uebersetzung Gregors von Tours und das Jahr darauf eine Untersuchung über die Quellen der früheren Papstgeschichte folgen. In der Hauptsache abschliessend erwiesen sich die Untersuchungen, welche er, anknüpfend an die Arbeiten Du Mérils und Wrights und an Schmellers Edition unserer Carmina Burana, über die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder veröffentlichte,⁴²⁾ diese von dem herrschenden asketischen Geiste des Mittelalters himmelweit entfernt liegende, wiewohl ebenfalls von klerikalischen Kreisen gepflegte Literaturgattung, Dichtungen voll Geist und Witz, zuweilen auch von zügelloser Ausgelassenheit. Es ward nachgewiesen, wie das eigentümliche Treiben der Goliarden aus den Zuständen der französischen Schulen im 12. Jahrhundert sich entwickelte und erst von dort aus in England und Deutschland Eingang fand.

Halten wir diese Arbeiten zusammen mit den Annales Altahenses und der Schrift de literarum studiis apud Italos medii aevi, so legen sie den Gedanken nahe, dass Giesebrechts überwiegende Neigung und Begabung dem Studium des geistigen Lebens, der Literaturgeschichte zugewendet war. Gleichwohl sollte das Buch, dem er seinen Ruhm verdankte, einem anderen Gebiete angehören. Bald nachdem die hochgehenden Wogen der politischen Aufregung sich geglättet hatten, reifte in ihm der Plan zu diesem seinem Lebenswerke. Es hing nicht nur mit seinen bisherigen Arbeiten zusammen, sondern auch mit Projekten, welche die letzten Jahre her der Reihe nach entstanden und fallen gelassen waren. Eine Zeit lang hatte Ranke an eine Erstreckung der Jahrbücher des Reichs auf die Periode der fränkischen Kaiser gedacht, wobei Giesebrecht Heinrich IV. über-

nehmen sollte.⁴³⁾ Auch ein anderer Plan, der wohl zeigt, wie sehr man in jugendlichem Schwung seine Kräfte und Mittel überschätzen kann, die kühne Idee einer Geschichte des mittelalterlichen Papsttums war von Ranke für seinen Schülerkreis gefasst worden; Giesebrecht war als eine Epoche, wo er sein Darstellungstalent entfalten konnte, das 13. Jahrhundert zugeordnet.⁴⁴⁾ Nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise dann, wo er so manche neue Quelle zur Geschichte des Investiturstreites erschlossen hatte, war unserm Forscher der Gedanke nahe getreten, diesen Kampf in einem ausführlichen Werke zu behandeln.⁴⁵⁾ Nun aber setzte er sich die Aufgabe noch weit umfassender. In der Geschichte der deutschen Kaiserzeit wollte er die Periode schildern, „da unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtenfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Völkern gebot, wo der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte.“ Begründet aber schien ihm diese politische Grösse der Ahnen in ihren christlich-heroischen Tugenden. Nachdem die ganze Entwicklung der deutschen Bildung und Literatur seit Jahrhunderten eine antinationale Richtung genommen, fand er im deutschen Volke im grossen und ganzen noch eine Unkenntnis des ruhmreichsten Teils seiner Geschichte, die sich keine andere grosse Nation verzeihen würde. Das Missverhältnis, das hier zwischen dem allgemeinen Volksbewusstsein und der deutschen Wissenschaft bestand, wünschte er auszugleichen: so erwuchs ihm die Idee seines Buches, das er anfangs in noch populärerer Form, ohne das schwere Beiwerk von Quellenbelegen und kritischen Erörterungen in die Welt zu senden gedachte.

Unverkennbar tritt uns entgegen, wie ähnlich damals die politische und wissenschaftliche Zeitlage war mit jener Epoche des Humanismus, die zum erstenmale eine gelehrte Behandlung der deutschen Geschichte gezeitigt hatte. Hatte man damals den ersten Anlauf gemacht, die alten Denkmäler unserer Geschichte herauszugeben und zu prüfen, so waren jetzt durch das grosse nationale

Sammelwerk, das der Freiherr von Stein begründet, diese Bemühungen mit staatlichen Mitteln, mit gereifter Einsicht und Kraft wieder aufgenommen. Die starke nationale Tendenz aber erwuchs auch bei Wimpfeling und Aventin, bei Irenicus und Beatus Rhenanus aus dem Unbefriedigenden der politischen Verhältnisse, unter denen sie lebten. Gestachelt von dem schmerzlichen Gedanken, wie zerrissen in sich, wie machtlos im Rate der Völker die Deutschen seien, kam man zu der Folgerung, die Nation müsse durch die Erinnerung, wie stark und glänzend sie einst gewesen, aufgerüttelt werden. Und wie den deutschen Geschichtswerken der Humanisten die nur teilweise geglückten Reformbestrebungen unter Maximilian I. eben vorausgegangen waren, so entstand Giesebrechts Werk unter dem frischen Eindruck der gescheiterten Einheitsbestrebungen des Jahres Achtundvierzig.

1855 erschien der erste, bis zum Tode Otto III. reichende Band der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, gewidmet dem Könige Friedrich Wilhelm IV., dem Landesherrn, mit dem sich der Historiker wahlverwandt fühlte in der Lebendigkeit des christlichen Glaubens, in der Verehrung einer göttlichen Ordnung in der Monarchie, in der Bewunderung des gläubigen und heroischen Mittelalters. Das Buch ward von der Kritik einstimmig mit auszeichnendem Lobe begrüßt und erhob seinen Verfasser sofort in die Reihe der angesehensten deutschen Historiker. Die berufensten Fachgenossen wie Dümmler, Wattenbach, Büdinger spendeten in ihren Recensionen der Gediegenheit des wissenschaftlichen Gehalts wie der anziehenden Form gleiche Anerkennung,⁴⁶⁾ 1857 ward dem Werke als der hervorragendsten Leistung auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte der grosse Königspreis in Berlin zuerkannt, wenige Jahre vor dem Tode des Verfassers wurde es auf Dümmlers und Weizsäckers Vorschlag auch mit dem Wedekind'schen Preise gekrönt. In vier bis fünf Auflagen ist nunmehr das auf fünf Bände angewachsene Werk trotz seiner Kostspieligkeit verbreitet; um seinen grossen Einfluss zu ermessen, muss man überdies die Menge von kürzeren und populari-

sirenden Darstellungen heranziehen, die auf seiner Grundlage entstanden sind: war Giesebrechts Streben dahin gegangen, unter der grossen Masse der Gebildeten Kenntniss der ruhmvollen deutschen Vergangenheit zu verbreiten, so durfte er sein Ziel erreicht sehen.

Bis an sein Ende hat er dann seine beste Kraft unermüdlich an dieses grosse Werk gesetzt. Noch in den langen schlaflosen Nächten seiner letzten Krankheit glaubte er wichtige Aktenstücke und Berichte aus der Kaiserzeit zu lesen und freute sich der kostbaren neuen Enthüllungen — um dann, wenn der Morgen graute, mit schmerzlichem Besinnen gewahr zu werden, dass nur Fieberphantasieen ihm alles vorgegaukelt hatten. Als er zu Ostern 1888 die zweite Abteilung des fünften Bandes herausgab, welche die Geschichte Friedrich Rotbarts bis zum Sturze Heinrichs des Löwen führt, sprach er die Hoffnung aus, dass die dritte Abteilung, welche die Geschichte dieses Herrschers abschliessen und die kritischen Beilagen geben sollte, in nicht ferner Zeit folgen werde. Nur mit Wehmut kann man denken, dass diese Hoffnung sich nicht erfüllen,⁴⁷⁾ dass es dem Verfasser nicht vergönnt sein sollte, das Werk bis zu seinem natürlichen Abschlusse, zum Tode Friedrichs II., zu führen. Gleich den verwandten Arbeiten der Vorgänger Leibniz, Mascov, Stenzel ist auch die Geschichte der deutschen Kaiserzeit ein Torso geblieben.

Dass ein Gelehrter achtunddreissig Jahre lang mit einem und demselben Werke sich abmüht, ist auch bei uns keine alltägliche Erscheinung und wird von anderen Nationen wohl als eine Probe des echt deutschen geduldigen Fleisses, der sie nicht leicht ähnliche zur Seite stellen können, angestaunt. Für das Buch hatte diese lange Entstehungsdauer den Nachteil, dass, während Geist und Auffassung des Autors die gleichen blieben, der Zeitgeist sich änderte, — der Zeitgeist, von dem historische Werke, sowie sie über rein gelehrte Einzelforschung hinausgehen, bezüglich ihrer Entstehung sowohl als Aufnahme, doch nie ganz unabhängig sind. Aus dem Antlitz des deutschen Patriotismus schwand mittlerweile der Zug schmerzlicher Sehnsucht, den das Buch so deutlich spiegelte. Als grosse

Gunst des Schicksals durfte es Giesebrecht dagegen begrüßen, dass ihm durch die neuen Auflagen, die erforderlich wurden, immer wieder Gelegenheit geboten ward, von der ungemein rührigen Arbeit, welche in den letzten Jahrzehnten auf diesem Gebiete erwachsen war, Nutzen zu ziehen und sein Werk immerdar auf der Höhe der Forschung zu erhalten. Mit unverdrossener Ausdauer hat er, wenn auch das feste und kunstvolle Gefüge des Buches tiefer eingreifende Aenderungen nur schwer anzubringen gestattete,⁴⁸⁾ diese Aufgabe erfüllt und besonders an die unerschöpflichen Schätze von wahrhaft fruchtbarer und durchschlagender Kritik, die in den Anmerkungen niedergelegt sind, immer aufs neue, sichtlich und bereichernd, die nachbessernde Hand angelegt.

Die Eigenart des Werkes liegt darin, dass zwei Gaben, deren Vereinigung nicht häufig ist, in ihm sich durchaus auf gleicher Höhe halten: auf der einen Seite umfassende Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und methodische Quellenkritik, auf der andern das Talent anziehend zu erzählen. War Giesebrecht in der letzteren Richtung seinem Vorgänger Stenzel, dem Geschichtschreiber der fränkischen Kaiser, überlegen, so übertraf er in der ersteren weit seinen Vorgänger Friedrich von Raumer, dessen Geschichte der Hohenstaufen in späteren Jahren nur durch gänzliche Neubearbeitung lebensfähig erhalten werden konnte. „Es war das erstemal“, sagt Lord Acton von Giesebrechts Buch,⁴⁹⁾ „dass in deutscher Geschichte die höchste Gelehrsamkeit mit den leichteren Elementen der Volkstümlichkeit verbunden auftrat“. „Ich habe eine unbeschreibliche Freude über Ihren Success“, schrieb Ranke (13. Dezember 1862) an seinen Schüler. „Wo ich das Buch aufschlage, atme ich etwas von dem Geiste, der mir — nunmehr vor dreissig Jahren — aus Ihrem ersten Aufsätze entgegentönte. Aber wie hat sich durch den treuen Fleiss, den Sie dem grossen Gegenstande widmen, selbst Ihr Talent gesteigert! Denn im Fluge wachsen die Schwingen.“ Und wiederum, an dem Tage, da er sein 84. Lebensjahr antrat (21. Dezember 1878), schrieb der Meister an „seinen hochverehrten Freund und Studiengenossen“:

„Sie haben zu Ihrem grossen Werke eine doppelte Begabung mitgebracht, die der Kritik und der liebevollen, durchsichtigen, zuweilen an das Poetische der Volksbücher streifenden, zugleich durch und durch patriotischen, ich möchte sagen, zugleich männlichen und doch kindlichen Darstellung. So ist denn auch Ihr Erfolg über alle Erwartungen, die man hegen konnte, gross gewesen. Es ist ein Werk, das in die Zeit und deren Bewegung hineingewachsen ist.“

A laudatis laudari vera laus est. Aber nicht nur wegen der Persönlichkeit des Urteilenden werden wir Ranke's Urteil besondere Beachtung schenken. Es führt uns die selbstverständliche, aber doch oft nicht gewürdigte Wahrheit in Erinnerung, dass der Abhängigkeit von seinen Quellen, also von dem Zufälligen der Ueberlieferung, sich kein Historiker völlig entziehen kann und darf. Wer auf die Relationen venetianischer Gesandten sich stützt, diese von Lebenswahrheit und individuellen Zügen erfüllten Schilderungen feingebildeter Männer, der mag fesselnde und überzeugende Charakterbilder von scharfen Umrissen und Tizianischer Farbenpracht entwerfen. Wer aber einen Einhard und Widukind, einen Wipo, Lambert von Hersfeld und Otto von Freising zu Gewährsmännern hat, Autoren, denen in höherem oder geringerem Maasse die mittelalterliche Unfähigkeit zu beobachten, zu schildern und insbesondere Individualitäten zu erfassen, eigen ist, der wird sich bescheiden müssen, dass den Bildern seiner Helden etwas schattenhaft Unbestimmtes anklebt, und wird in einer „halb kindlichen, an das Poetische der Volksbücher streifenden“ Darstellung vielleicht den Ton treffen, in dem die Wahrheitsliebe des Forschers mit dem Schönheitsdrange des Schriftstellers sich am ehesten versöhnen kann.

Als die Jahrbücher des deutschen Reichs in Angriff genommen wurden, hatte Ludwig Giesebrecht in einem Briefe an seinen Neffen⁵⁰⁾ die Meinung ausgesprochen, dass deutsche Kaisergeschichte, annalistisch dargestellt, kein befriedigendes Resultat geben könne. „Die sozialen Institutionen in ihrer Entwicklung zu verfolgen, das ist die Aufgabe der Geschichtschreibung des Mittelalters; die Individuen gelten

hier nur als dienend. Auf dem Wege mag man die mittelalterlichen Stoffe mitunter dunkel und lückenhaft finden, aber nicht leicht unfruchtbar. Für solche Perioden ist Ranke's Methode des Charakterisirens und Porträtirens nicht anwendbar.“ Es ist bekannt, dass der Neffe die Geschichte der deutschen Kaiserzeit nicht in diesem Sinne erfasst hat. Vorzugsweise auf die Schriftsteller, wenig auf das trockene und spröde Urkundenmaterial sich stützend, schildert er mit epischer Breite Persönlichkeiten, Thaten, Ereignisse, während die Zustände, auf deren Grund dies alles erwachsen ist, und ihre oft so leise, kaum merkliche und doch so folgenschwere Verschiebung und Umbildung nicht gezeichnet werden. Einen Anlauf dazu hat nur das erste Kapitel des Werkes genommen, das in Kürze von den Verhältnissen der deutschen Völkerschaften in Gau und Hundertschaft, Markgenossenschaft und Familie, von der rechtlichen Stellung ihrer Fürsten und Könige spricht. Im weiteren aber lässt der Verfasser die rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Zustände, auch das geistige und künstlerische Leben unberührt und wendet seine Aufmerksamkeit ausschliesslich den politischen und jenen kirchlichen Vorgängen zu, welche mit diesen in Wechselwirkung stehen — getreu darin dem Vorbild seines Lehrers Ranke, der uns auch im wesentlichen stets nur die Geschichte der organisirten Mächte bietet und dessen Blick von den Höhen der Politik nur selten zu den Niederungen des Volkslebens herabschweift. Giesebrecht selbst hat in seiner Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft⁵¹⁾ als das höchste Ziel der modernen Geschichtswissenschaft bezeichnet, „das Leben der Menschheit, wie es sich in dem Zusammen- und Auseinandergehen der Völkerindividualitäten gestaltet, in seiner Entwicklung zu begreifen“. Und könnte man hier noch zweifeln, ob nicht in diesem einschränkenden Zusatze, wenn nicht eine Ablehnung, so doch ein Zurückdrängen der Kulturgeschichte liegt, so ist doch nur eine Auslegung möglich gegenüber einem anderen Ausspruche Giesebrechts, wonach die Geschichte „die Entwicklung des Lebens der Menschheit in seiner Fülle sei.“⁵²⁾ Steht

aber im geschichtlichen Leben nicht weniger als Alles in innerem Zusammenhang und in Wechselwirkung, so lässt sich doch eine kontinuierliche Entwicklung viel eher auf jenen Gebieten der Kulturgeschichte nachweisen, welche Giesebrecht ausser Acht gelassen, als in den auf- und niederwogenden Kämpfen um Macht und Besitz, mit deren Erzählung er seine Blätter angefüllt hat. Wenn man daher Giesebrechts Werk nicht auf die höchste Stufe der Geschichtsschreibung, die entwickelnde oder genetische gestellt, sondern es jener pragmatischen Darstellungsart zugewiesen hat, welche schon die Alten pflegten,⁵³⁾ hat man kein unrichtiges Urteil gefällt. Nur muss man sogleich hinzufügen, dass das Bessere hier wahrscheinlich der Feind des Guten gewesen wäre, dass die Aufgabe, das gesamte Kulturleben der deutschen Kaiserzeit selbständig aus den Quellen zu erforschen und darzustellen, kaum von einem Manne gelöst werden konnte. Es ist schwer zu sagen, ob Giesebrecht zu seiner engeren Begränzung des Stoffes mehr durch diese Erwägung und durch Zweckmässigkeitsgründe oder durch prinzipielle Anschauung, durch individuelle Neigung, Begabung und Vorbildung bestimmt wurde. Wenn sogar die staatsrechtliche Auffassung vom deutschen und italienischen Königtum und römischen Kaisertum, wie sie zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Theorien bestand, dem Leser nicht zur vollen Klarheit gebracht wird, so ist dies doch wohl durch einen gewissen Mangel an juristischer Bestimmtheit und Schärfe bedingt, der in Giesebrechts Wesen lag. Nicht ohne Einfluss auf diese Selbstbeschränkung dürfte aber auch geblieben sein, dass Waitz eine deutsche Verfassungsgeschichte in Angriff genommen hatte, deren zwei damals (1844 und 1847) veröffentlichte Bände bis zu den Karolingern führten, während der in die Kaiserzeit eingreifende dritte Band erst 1860 erschien. Dem Werke des Freundes, der als die grösste Autorität auf diesem Gebiete galt, wollte Giesebrecht, wie es scheint, nicht vorgreifen. Ueberdies hätte die Hereinziehung von meist controversen rechtlichen und statistischen Fragen ihn gezwungen, entweder den gehobenen Ton seiner ganzen Dar-

stellung, der doch seinem innersten Wesen entsprach, herabzustimmen oder heterogene Elemente zu vermischen. Dabei ergab sich nun freilich der Uebelstand, dass auch eine ohne Berücksichtigung der Rechts- und Verfassungsverhältnisse ausgeführte Darstellung der politischen Ereignisse da nicht völlig befriedigen konnte, wo die letzteren durch die ersteren bedingt sind, wo etwa Kämpfe entstanden aus einem Zusammenstoss des Rechtes der Zukunft mit dem der Vergangenheit, wie man das für die Sachsenkriege Heinrichs IV. geltend gemacht hat.⁵⁴⁾ Was die wirtschaftlichen Verhältnisse betrifft, so ist die Ausdehnung der historischen Forschung auf dieses Feld eine sehr junge Errungenschaft und es darf wohl erwähnt werden, dass der National-ökonom, der uns eben mit einem die Periode der Kaiserzeit umfassenden Bande deutscher Wirtschaftsgeschichte beschenkt hat, dass v. Inama-Sternegg seine historische Schulung Giesebrecht verdankt. Ueberhaupt wäre es ja schlimm um die emsige, in den letzten Jahrzehnten so sehr gesteigerte Thätigkeit in allen den zahlreichen Fächern des historischen Wissens bestellt, wenn wir ihr nicht die Möglichkeit verdankten, den Begriff deutscher Geschichte jetzt voller und reicher, als in den Anfängen dieser wissenschaftlichen Bewegung möglich war, und mehr und mehr als eine wahre Geschichte des deutschen Volkes zu erfassen. Wer sich jetzt an diese Aufgabe wagt, hat eine ganze Bibliothek von Vorarbeiten, die vor vierzig Jahren fehlten, hat vor allem für das ganze weite Bereich des politischen Lebens Giesebrechts Kaiserzeit voraus.

Es ist bezeichnend für eine langsame Umwandlung, welche sich in unserer Auffassung von Geschichtswissenschaft zu vollziehen scheint, dass jene Stimmen, welche an Giesebrechts Werk die Beschränkung auf die politischen Ereignisse bemängeln, erst im letzten Jahrzehnt,⁵⁵⁾ dann aber immer häufiger und entschiedener laut geworden sind. Dagegen hat Giesebrechts politische Auffassung schon früher einen Widerspruch hervorgerufen, der gerade in unserer Akademie seinen ersten und bedeutendsten Ausdruck fand. 1859 fällt v. Sybel in einer Festrede „Ueber die neueren Darstellungen der deutschen

Kaiserzeit“ das Urteil, dass dieses römische Kaisertum, dem Giesebrecht Sympathie und Bewunderung entgegenbringe, die weltbeherrschende Stellung, welche die Kaiser erstrebten und zum Teil erreichten, die geistlich-mystische Weise, in der sie ihr Amt auffassten, folgenschweres Unheil über die deutsche Nation gebracht habe. Während das Kaisertum die Lösung wahrhaft nationaler Aufgaben, den inneren Ausbau des Staates, die Kolonisation im Osten, vereitelte oder zurückdrängte, habe es bereits den Keim zu den späteren vernichtenden Kämpfen mit den Päpsten in sich geschlossen. Noch schärfer urteilte aus Anlass des Giesebrecht'schen Buches vor kurzem ein Engländer:⁵⁶⁾ so weit die menschliche Erinnerung zurückreiche, sei niemals etwas kläglicher zusammengebrochen als das System, Westeuropa durch das vereinigte Kaisertum und Papsttum zu beherrschen. Dies System habe über Deutsche und Italiener eine lange Reihe von Leiden und Demütigungen verhängt und sein Ende gehöre wie das des alten Rom und des vorrevolutionären Frankreich zu den feierlichen Zeichen der Weltgeschichte. Eine der denkwürdigsten Controversen unserer gelehrten Literatur hat sich an die Rede v. Sybels angeknüpft, da Julius Ficker den Streit über deutsches Königtum und römisches Kaisertum aufnahm. Wie mannigfache Aufklärung und Belehrung aber diese Streitschriften auch gebracht haben, in dem Haupt- und Ausgangspunkt des Streites, in der Differenz, ob das römische Kaisertum für die deutsche Nation vorwiegenden Nutzen oder Schaden gestiftet habe, würde man doch, wie so oft, wenn es sich um ein Abwägen idealer Momente handelt, bei einer Umfrage unter den deutschen Historikern noch heute die Stimmen sehr geteilt finden. Giesebrecht gebührt hier unzweifelhaft das Verdienst, dass er die Forderung historischer Objektivität, bei den Menschen der Vergangenheit nicht ohne weiteres modernes Fühlen, Vorstellen und Wollen vorauszusetzen, aufs gewissenhafteste erfüllt hat. Das kirchlich gefärbte mittelalterliche Kaisertum wurde von den Nationen, die unter seinem Einfluss standen und in denen ein Nationalitätsgefühl unterdessen erst allmählich heranreife, nicht

etwa wie der Alp einer napoleonischen Gewaltherrschaft empfunden, ja es wurzelte in den Anschauungen, Wünschen und Bedürfnissen der Völker vielleicht tiefer als die nationalen Gewalten. War doch unter den ersten, die das Kaisertum theoretisch begründeten und verherrlichten, der Italiener Dante, haben doch italienische Juristen auf den ronkalischen Feldern zuerst die Sätze des römischen Rechts vom alten Imperium auf das Kaisertum Barbarossa's angewendet.⁵⁷⁾ Ohne zu untersuchen, ob auf dieses „römische Reich deutscher Nation“ der viel missbrauchte Begriff historischer Notwendigkeit angewendet werden darf, und ohne zu verkennen, dass dieses Reich ein halbes Jahrtausend und länger nur ein matt ausatmendes Scheinleben führte, dürfen wir doch sagen, dass eine geschichtliche Macht, welche Jahrhunderte lang in Kraft und Blüte stand, starker, natürlicher Grundlagen nicht entbehrt haben kann. Hier nichts anderes zu sehen als das Produkt ehrgeiziger oder mystischer Verirrung von Einzelnen — heisst das nicht allzu gering denken von den Kräften, welche die Weltgeschichte gestalten? Was Deutschland insbesondere betrifft, so war noch auf dem Höhepunkte der kaiserlichen Periode das Stammesbewusstsein entschieden stärker als das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl und man kann bezweifeln, ob das letztere ausgereicht haben würde, einem rein nationalen Staate Dauer und Festigkeit zu verbürgen.

Dass die helle Freude am Heldenzeitalter unserer Nation Giesebrechts ganze Darstellung erwärmend und belebend durchzieht, wird jeder deutsche Mann nur als Vorzug des Werkes empfinden. Aber Giesebrecht sieht die mittelalterliche Welt überhaupt und die deutsche insbesondere in verklärendem Schimmer. Ohne dass die Umrisse verschoben wären, sind doch seine Bilder wie in den milden, alles verschönernden Goldton des Abendrots getaucht. Der Optimismus seiner innersten Natur berührte sich hier mit seiner gläubigen Richtung und mit einem Zuge, gegen den unser realistisches Zeitalter auf wissenschaftlichem Gebiete auch in seiner leisesten Regung empfindlich geworden ist, mit jener romantischen Strömung, welche seine

Jugendzeit beherrschte. Als jugendlicher Dramatiker hatte er dem Dichter der Undine nachgestrebt, vor seinen Augen hatte die romantische Poesie ihre Blüte entfaltet; das war doch nicht vorübergegangen, ohne tiefe Spuren in seinem Geiste zu hinterlassen. Damit steht es in Zusammenhang, dass auch die Schattenseiten des Kaisertums bei ihm sehr wenig berührt werden. In seinen Augen sind dieselben jedenfalls weit hinter dem Ruhm und Glanz, den greifbaren wie idealen Vorteilen der kaiserlichen Krone zurückgetreten, aber man kann nicht unbedingt in Abrede stellen, dass er sie vielleicht doch noch stärker zur Geltung gebracht haben würde, wäre es ihm ermöglicht gewesen, sein Werk zu vollenden und von den verhängnisvollen Fehlern und Uebergriffen der letzten staufischen Kaiser aus einen abschliessenden Rückblick auf die ganze Entwicklung zu werfen.

Giesebrecht darf jenen Historikern beigezählt werden, welche neben der grössten Hingebung an ihre Quellen das zulässige Maass von Freiheit ihnen gegenüber sich zu wahren wissen; welche nicht müde werden, Quellenzeugnisse zu sammeln und zu prüfen, aber sich von ihnen nicht blindlings auf Gefilde locken lassen, wo für den menschlichen Geist keine geniessbare Frucht reift; welche an die Zeugen gebieterisch Fragen zu stellen verstehen und eine Antwort auch da vernehmen, wo für stumpfe Ohren nur Schweigen herrscht. Er erhebt sich weit über jene Handlanger der Wissenschaft, vor deren geistlosem Blick alles geschichtliche Leben in eine verwirrende Masse zusammenhangloser Einzelheiten sich auflöst. Aber er erhebt sich grundsätzlich nicht zu jener Kühnheit der Forschung, welche man seiner Art und Weise in jüngster Zeit gern bevorzugend gegenüberstellt, einer Forschung, welche, tief unter die Oberfläche dringend, überall verborgenen Zusammenhängen nachspürt, welche den Mangel an direkten Zeugnissen in ausgedehntem Maasse durch Schlüsse aus der Vergleichung verwandter Erscheinungen zu ersetzen wagt, welche (wie ihr Urheber sagt) „die Verhältnisse nach den in ihnen selbst wirkenden und zu Tage tretenden Gesetzen beurteilt.“ Sie wissen, dass ich von der „Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augs-

burger Religionsfrieden“ spreche, welche nach den hinterlassenen Papieren und Vorlesungen von K. W. Nitzsch, nicht vom Verfasser selbst, wie betont werden muss, 1883—85 herausgegeben wurde. Unstreitig ein Erzeugnis intensiver Gedankenarbeit wie wenige Bücher und darum auch wie wenige geeignet, den Leser zum Denken anzuregen! Mit seltener Energie verfolgt diese Schilderung trotz des engen Rahmens, was der Geschichte den tiefsten Gehalt verleiht: den Nachweis von Ursache und Wirkung und der trotz des Hereinspielens von Freiheit und Zufall vielfach gesetzmässigen Entwicklung. Will man aber (um ein Wort Ranke's zu gebrauchen) von der Geschichte erfahren, „wie die Dinge gewesen“, so wird man vielleicht doch lieber zu Giesebrechts Buch greifen, denn wenn Nitzsch oft Fragen von höherem geschichtlichen Interesse aufwirft, sind doch die Antworten, die seine geistvolle Forschung den hier unzureichenden Quellen abringt, im Grunde vielfach nichts anderes als Hypothesen. Aber auch wer darüber anders denken sollte, wird gestehen, dass eine solche Stufe der Betrachtung literargeschichtlich erst möglich war, nachdem ein Werk wie Giesebrechts Kaiserzeit vorausgegangen, das schlicht und anspruchslos die durch die kritisch geprüfte Ueberlieferung gesicherten Ergebnisse zusammenfasste.

Seit 1857 lehrte Giesebrecht als ordentlicher Professor an der Hochschule Königsberg,⁵⁸⁾ wo er sich mit einer feinsinnigen Rede⁵⁹⁾ über die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft habilitirt hatte. Bald aber sollte sich ihm ein weiterer Wirkungskreis eröffnen. Als durch v. Sybels Weggang nach Bonn in München ein Lehrstuhl der Geschichte und die Leitung des historischen Seminars erledigt ward, trug König Maximilian II. diese Aemter dem durch seine streng monarchische Gesinnung empfohlenen Historiker der deutschen Kaiserzeit an. Schon neun Jahre vorher, noch ehe er durch sein grosses Werk die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, war ein Ruf nach München an ihn ergangen. Schelling, um einen Vorschlag für diese Stelle ersucht, hatte nach einer Anfrage bei Pertz Giesebrecht genannt, worauf

Dönniges im Auftrage des Königs den Antrag an seinen Freund formulirte. Giesebrecht hatte eine akademische Lehrthätigkeit immer als letztes Ziel seiner Wünsche betrachtet und musste sich sagen, dass die jetzt noch besessene Spannkraft sich in eine völlig neue Wirksamkeit hineinzuarbeiten, ihm bei einer späteren Gelegenheit vielleicht fehlen möchte. Für die äusseren Lebensverhältnisse verhiess der Sprung vom Berliner Gymnasialprofessor zum Ordinarius in München eine glänzende Verbesserung, und doch — wo andere mit beiden Händen zugegriffen haben würden, türmte er sich gewissenhaft selbst Schwierigkeiten entgegen, indem er, wenn auch im Allgemeinen zusagend, doch mit Nachdruck und, wie es scheint, nicht ohne Wirkung seine Bedenken hervorhob. Er erklärte, dass er von ganzem Herzen evangelischer Christ sei und nicht nur Preusse von Geburt, sondern innerlichst durchdrungen von der hohen Bedeutung seines Vaterlandes für die evangelische Sache und für die politische Machtentwicklung Deutschlands.⁶⁰⁾

Diese Bedenken bestanden aber ungeschwächt fort, als 1861 zum zweitenmale und nun in ganz besonderer Form, dringend und lockend, der Ruf nach München an ihn erging. v. Sybel hat auf Grund seines persönlichen engen Verkehrs mit König Maximilian II. bemerkt, dass die Ungeduld, mit der dieser edle Fürst seine Entschlüsse zur Ausführung zu bringen suchte, in Verhältniss stand zu der Bedächtigkeit, womit er vorher jede Frage geprüft hatte.⁶¹⁾ Dieser Charakterzug in Verbindung mit dem glühenden, man möchte sagen leidenschaftlichen Eifer des Königs für die Wissenschaft, der sich unter anderm in seinem Briefwechsel mit Schelling so deutlich verrät, hat auch den Unterhandlungen mit Giesebrecht den Stempel des Ungewöhnlichen aufgedrückt. Nicht nur, dass der König zu ihm nach Königsberg seinen persönlichen Adjutanten sandte, er schrieb ihm auch selbst, es dränge ihn wiederholt den Wunsch auszusprechen, ihn in München zu besitzen, da er in seinem Bestreben für die Förderung der historischen Wissenschaft, welche ihm so sehr am Herzen liege, seine ganze Hoffnung auf ihn setze. Schon als

Kronprinz hatte Maximilian mit Schelling über Mittel und Wege zur Förderung der Geschichtswissenschaft sich beraten; schon 1841 war die Aussetzung eines vierjährigen Preises für das bedeutendste historische Werk und in Verbindung damit ein Congress deutscher Historiker geplant worden.⁶²⁾ Seit der König zu Ranke, der eine Zeit lang (1854) selbst nicht abgeneigt war, einem Rufe an die Universität München Folge zu leisten, und zu Sybel, der dann den Ruf angenommen hatte, in ein näheres Verhältniss getreten war, hatten diese Pläne bestimmtere Gestalt und weite Ausdehnung gewonnen und 1858 war die Gründung der historischen Commission erfolgt, welche noch im selben Jahre in ihrer ersten Plenarversammlung Giesebrecht als ordentliches Mitglied vorschlug und vom König bestätigt sah.⁶³⁾

Als Giesebrecht im Herbst 1861 von den Sitzungen der historischen Commission weg, einer Einladung des Königs folgend, an dessen Hoflager nach Berchtesgaden ging, geschah es gleichwohl, da seine Bedenken noch nicht überwunden waren, auch alle seine persönlichen Beziehungen ihm das Verbleiben in Königsberg wünschenswert machten, nur in der Absicht, für das königliche Wohlwollen seinen Dank auszusprechen. In der Audienz versuchte er das Augenmerk des Königs auf andere zu richten. Der König aber blieb dabei, er allein sei der Mann seines Vertrauens, und erklärte, wenn er käme, alles für die historischen Studien thun zu wollen. Des Königs Huld und die gewonnene Einsicht, wie eng seine Uebersiedlung nach München mit dessen wissenschaftlichen Absichten zusammenhänge, bestimmten Giesebrecht nun, seine Zugabe zu geben.⁶⁴⁾ Ein voller Strahl königlicher Gunst fiel damals auf den Auserkorenen und wie die Auszeichnungen, welche ihm in der Folge von seinen neuen Landesherren in Gnaden und Fülle gewährt wurden, hat ihm die Erinnerung an die glücklichen Berchtesgadener Tage sein ganzes Leben verschönt.

Im Sommersemester 1862 eröffnete er seine Lehrthätigkeit in München. Dass ihn hier eine so ausgedehnte Wirksamkeit erwarte,

wie er sie thatsächlich gefunden hat, konnte er mit geringerer Wahrscheinlichkeit voraussehen, als dass ihm Kämpfe und Schwierigkeiten nicht fehlen würden. „Hätte ich es auf ein bequemes Leben nur abgesehen“, schrieb er an den Oheim,⁶⁵⁾ „so wäre ich in Königsberg geblieben, wo mir ja nichts abging.“ Indessen waren die Zeiten, wie sie in Thiersch's Leben geschildert sind, da norddeutsche und protestantische Gelehrte unter der Münchener Bevölkerung nur auf Widerwillen und Anfeindung stiessen, doch längst vorüber. Es kam hinzu, dass Giesebrecht im politischen Leben eine der Lage angemessene kluge und vollständige Zurückhaltung bethätigte, obwohl seine politischen Ansichten den in Bayern herrschenden nicht in dem Maasse entgegengesetzt waren, wie manche annahmen: er war weder Mitglied noch Gesinnungsgenosse des Nationalvereins⁶⁶⁾ und schrack, wie seine Correspondenz über allen Zweifel stellt, vor dem Gedanken einer gewaltsamen Ausschliessung Oesterreichs aus Deutschland zurück. „Ich sehe alles Heil Deutschlands“ — schrieb er im Dezember 1863 an den Oheim — „in einer auf Billigkeit begründeten Verständigung der beiden deutschen Grossmächte und eine solche Verständigung lässt sich nicht anbahnen, wenn man mit Blut und Eisen droht.“ Wie sie erreicht werden sollte, dafür wusste er sicher so wenig ein Mittel wie andere, aber mit Waitz und der Mehrzahl seiner Berufsgenossen hätte er wohl das geduldige Abwarten einer wenn auch zunächst noch gänzlich unsicheren günstigen Constellation einer gewaltsamen Lösung vorgezogen. Auch dachte er sich die ersehnte Einheit Deutschlands unter preussischer Führung nicht in der Weise, dass dadurch die Selbständigkeit der Einzelstaaten aufgehoben oder gefährdet würde. So wäre der Preusse in München wohl gänzlich unbehelligt geblieben, hätte nicht der Krieg von 1866 für kurze Zeit die Stammesgegensätze noch einmal entzündet. Ebenso wären dem Protestanten alle Anfechtungen erspart geblieben, hätten nicht seine Reformpläne für den historischen Unterricht an den Gymnasien den Argwohn wachgerufen, dass die oberste Leitung des Geschichtsunterrichts an den bayerischen Studien-

anstalten in seine Hände fallen und damit von protestantischem Geiste durchdrungen werden möchte.⁶⁷⁾ Von nachhaltiger Bedeutung waren doch diese Schwierigkeiten nicht und persönliche Eigenschaften des Neuberufenen, deren Eindruck auf Andersdenkende sich nicht entziehen konnten, die Lauterkeit seiner Gesinnung, sein warmes Herz, seine Gutmütigkeit und Versöhnlichkeit halfen sie um so leichter überwinden. Als Giesebrecht 1865 einen sehr vorteilhaften Ruf nach Leipzig ablehnte, trat zutage, dass er seine neue Heimat schon von Herzen lieb gewonnen hatte. „In diesem Münchener Boden“, schrieb er 1867 an den Oheim,⁶⁸⁾ „muss wohl eine geheime Attraktionskraft liegen; ich möchte nirgend lieber leben als hier“.

Das grosse Jahr, das der Sehnsucht aller deutschen Seelen die schönste Befriedigung brachte, konnte niemanden höher beglücken als den nationalen Historiker. Was er schon Ende 1863 von dem Zwist mit Dänemark gehofft hatte: „dass es zu einem Kampfe kommen werde, der Volk und Regierende verbindet, der die deutschen Staaten einigt in sich und unter einander, der Deutschland ein für allemal gegen fremde Willkür sichert“,⁶⁹⁾ das führte noch nicht der dänische, aber nach vollständiger Umgestaltung der deutschen Verhältnisse durch die Ereignisse von Sechshundsechzig 1870 der französische Krieg herbei. Giesebrecht durfte sich sagen, dass er durch seine begeisternde Schilderung der deutschen Kaiserzeit viel dazu beigetragen, in den Kreisen der Jugend jene deutsche Gesinnung zu wecken oder zu stärken, welche die Anstrengungen der Staatskunst und Kriegsführung stützen und weihen musste, wenn das Ziel erreicht werden und noch mehr, wenn es Bestand haben sollte, und für sein patriotisches Herz war es ein schöner Triumph, dass er das ruhmvolle Festjahr unserer nationalen Auferstehung als Rektor der Universität München feiern konnte. Mit zündenden Worten schilderte er in seiner Rektoratsrede, während von den Commilitonen der Hochschule viele als Commilitonen des siegreichen Heeres im Felde standen, den mächtigen Einfluss der deutschen Universitäten auf die nationale Entwicklung.

Für eine wichtige Seite dieses Einflusses, für die ausgleichende Wirkung auf die Stammesgegensätze, war er selbst ein lebendiges Beispiel. Vielen der Münchener Studierenden ist in seiner Person zuerst das härtere und strengere preussische Wesen, die norddeutsche Selbstbeherrschung und Concentration entgegengetreten. Man muss hinzufügen, dass manchen auch erst durch ihn der Berliner Dialekt vertrauter geworden ist; denn auch in der Sprache seiner Kathedervorträge war die heimatliche Färbung nicht völlig verwischt. Durchaus frei von der Neigung zu zersetzender Kritik, die man dem Berliner zuschreibt, war Giesebrecht doch in allem übrigen Berliner vom Scheitel bis zur Zehe. Dass er dies auch in München stets geblieben, dass die süddeutsche Umgebung weder an seinem inneren noch äusseren Wesen nur das Geringste änderte, bedarf, da er ja erst im reifen Mannesalter hierher übersiedelte, kaum der Erwähnung — und doch hat er zu den vielen Freunden,⁷⁰⁾ die er seit der Jugend besass und die alle treu an ihm hingen wie er an ihnen, im Süden nicht wenige neue erworben.

Seine Vorlesungen an der Universität erstreckten sich allmählich fast über das ganze Bereich der Weltgeschichte. Sie waren stets sorgfältig vorbereitet und fanden eine zahlreiche Zuhörerschaft. Dass er zu derselben gleich in den ersten Semestern auch Prinzen des Königlichen Hauses zählen durfte, erfüllte ihn mit stolzer Freude. Wie im geselligen Verkehr pflegte Giesebrecht auch als Lehrer mit seinen Ueberzeugungen weder aufdringlich zu prunken, noch sie zu verleugnen, wo Bekennen der Farbe gefordert war. Wie aber ein Italiener⁷¹⁾ von der nationalen Tendenz seiner Geschichtswerke jüngst gesagt hat, dass dieselbe nie aus hochmütiger Verachtung fremder Völker und Kulturen, sondern immer nur aus warmer Vaterlandsliebe entspringe, so hat wohl auch die Mehrheit seiner katholischen Hörer die Wahrheit seines Bekenntnisses empfunden, dass er, um in den grossen Konflikten der Weltgeschichte das Recht und die sittliche Bedeutung der Kämpfenden mit gleicher Wage zu messen, mit sich selbst manchen harten Streit gestritten habe.⁷²⁾ Am höchsten be-

währte sich seine Lehrgabe wohl in Bezug auf jene historisch-kritische Methode, die von aller politischen und konfessionellen Parteilung unabhängig und deren gesicherte Resultate über sie erhoben sind, dann auch in der Anleitung zur Erteilung des geschichtlichen Unterrichts. Dem letzteren Zwecke diente die pädagogische Abteilung des historischen Seminars, wo nach einleitenden Vorträgen des Lehrers den Studirenden Gelegenheit geboten ward, sich in freier Rede zu üben.⁷³⁾ In der kritischen Abteilung, die zur Einführung in die Forschung bestimmt war, wurde in der Regel ein hervorragender mittelalterlicher Historiker wie Einhard, Otto von Freising oder eine Quellenschrift, die mit den augenblicklichen Studien des Lehrers zusammenhing, wie das Leben Heinrichs IV. oder Bruno's Buch über den Sachsenkrieg, ausnahmsweise auch anderes (so Machiavelli's Buch über den Fürsten), gelesen und erläutert. Jeder Teilnehmer hatte überdies eine selbständige, auf strenger Quellenforschung beruhende Abhandlung einzureichen, über welche ein zweiter Hörer als Referent bestellt wurde. Arbeit wie Referat wurden vom Lehrer vor dem gesammten Seminar rezensirt, an manche kritische Fragen knüpften sich lebhaft Debatten, oft gewann man auch Einblick in die Werkstätte des Meisters selber und für jeden, dem es nicht an Eifer oder Fähigkeit gebrach, war ausreichende Gelegenheit gegeben, die Methode der kritischen Forschung sich anzueignen. Dass deren Besitz allein noch keinen Historiker schaffe, dass dazu Eigenschaften gehören, die nicht in Seminarien erlernt werden können, daran zweifelte Giesebrecht ebenso wenig wie an der Unerlässlichkeit dieses Besitzes. Die mittelalterliche Quellenforschung betrachtete er mit Recht als das fruchtbarste Feld kritischer Schulung; wer hier zu Hause ist, pflegte er zu sagen, dem wird es nie schwer fallen, auch in der Forschung über die neuere Zeit sich einzubürgern, während jener, der nur in der letzteren gearbeitet hat, vor mancher mittelalterlichen Aufgabe sich hilflos fühlen wird. In seiner Beurteilung der Arbeiten legte er stets hohes Gewicht auf die schöne und durchgefeilte Form, ja es konnte ihm wohl einmal begegnen, dass

er den wissenschaftlichen Gehalt einer tüchtigen Leistung etwas unterschätzte, weil er die Gliederung des Stoffes nicht übersichtlich oder die Perioden und Absätze nicht harmonisch abgerundet fand. In philologischer Bildung von wenigen Historikern erreicht, war er doch kein Freund jener „peinlichen Akribie“, bei welcher das Peinliche nicht nur in den Mühen des Forschers, sondern auch in der Wertlosigkeit der gewonnenen Resultate liegt. Nicht als geringsten seiner Ruhmestitel möchte ich betrachten, dass er als Lehrer wie Forscher nie der Pedanterie verfallen ist, jenem drohenden Abgrund, an dessen Rand, wie Niebuhr sagt,⁷⁴⁾ jeder in Büchern arbeitende Gelehrte dahinfährt und in dessen Schlund er in Staub und vermoderte Blätter dahinstürzen würde.

Vor der Unnahbarkeit jener Universitätslehrer, deren Einwirkung auf die Studierenden mit dem Katheder und am Prüfungstische beginnt und endet, bewahrte ihn ebensosehr sein menschenfreundliches Herz wie seine gesellige Natur. Ein warmer, aufrichtiger Freund der Jugend, liebte er es, mit seinen Schülern auch ausserhalb des Hörsaales zu verkehren. Unterstützt von der in Werken der Gastfreundschaft nie ermüdenden Gattin, versammelte er seine Hörer gern bei sich zu fröhlicher Tafelrunde und selbst unter seinem Christbaum am Weihnachtsabend durften Jahr für Jahr einige Schüler nicht fehlen, die mit den neuesten Erscheinungen der historischen Literatur, mit Königsberger Marzipan und anderen guten Gaben beschenkt wurden. Bis in sein höchstes Alter war Giesebrecht ein Gesellschafter von unverwüstlicher Heiterkeit und Ausdauer; seine Unterhaltung war wie ein unversiegliger munterer Quell, seine Laune wie eine nie abbrechende Reihe schöner Sommertage, an denen kein Wölkchen den Himmel trübt.

Dem Könige Maximilian aber erschien, wenn ich die schönen Worte unseres unvergesslichen Döllinger wiederholen darf,⁷⁵⁾ das Gebiet der geschichtlichen Wissenschaft wie der Gottesfriede im Mittelalter oder wie eine geweihte Stätte, auf welcher die sonst religiös Getrennten sich zusammenfinden, einträchtig mit einander forschen und wirken sollten,

wo alle, von dem gleichen Wissensdurst getrieben, aus derselben heiligen Quelle der Wahrheit trinkend, zu einer Gemeinschaft zusammenwüchsen. Auf dem Boden dieser idealen Anschauung war der Gedanke an die Berufung des Protestanten Giesebrecht nach München gereift, auf ihm war auch die grossartige Stiftung der historischen Commission erwachsen, eines wissenschaftlichen Gerichtshofes, der rein im Interesse der Sache entscheiden sollte, welche grossen, die Kräfte und Mittel des Einzelnen übersteigenden historischen Editionen und Bearbeitungen unternommen, in welcher Weise und durch wen sie ausgeführt werden sollten. Unvergänglich — sagt Giesebrecht⁷⁶⁾ — wird dem Hause Wittelsbach der Ruhm bleiben, dass es in weiser Würdigung der nationalen Bedeutung unserer Geschichtswissenschaft ihr eine heimische und gesicherte Stätte bereitet hat, wie sie eine ähnliche im Laufe der Jahrhunderte nicht gefunden hatte. Welche Förderung die Geschichte von dieser Stätte aus in drei Jahrzehnten bereits erfahren hat, ist genugsam bekannt; schon 1883 umfassten die Publikationen der Commission mehr als 160 Bände. Fragen wir aber, welche Männer am meisten dahin gewirkt haben, dass die durch eine seltene königliche Munifizienz in's Leben gerufene Stiftung die entsprechenden Früchte trug, so wird man, wiewohl Giesebrecht keine der grossen Unternehmungen der Commission selbst angeregt oder geleitet hat, doch keinen Namen vor dem seinigen nennen dürfen. Denn 27 Jahre lang (1862—1889) waltete er als Sekretär der Commission und wie er in seinem gastlichen Hause jahraus, jahrein allen Mitgliedern den anziehenden Mittelpunkt bot, so darf man sagen: er war auch die Seele der Commission, wenigstens seit 1873, da Ranke durch sein hohes Alter verhindert ward, den Beratungen in München beizuwohnen und seinen Vorsitz thatsächlich auszuüben. Giesebrecht vertrat die Commission gegenüber den königlichen Stiftern, er führte die Correspondenzen mit den gelehrten Mitarbeitern wie mit den Verlegern, er schloss die buchhändlerischen Verträge ab und überwachte den Fortgang der Arbeiten, stets das praktisch Mögliche eben so fest und sicher im Auge haltend wie

die idealen Ziele und durch sein herzliches, ausgleichendes und verständnisvolles Wesen ungemein viel dazu beiträgend, dass im Kreise der Commission die Eintracht, die in ähnlichen Verbindungen sich schwer auf die Dauer erhält, stets gewahrt wurde. Welches Verdienst er sich um die Commission erwarb, als deren Fortbestand nach dem Tode ihres königlichen Gründers eine Zeit lang in Frage gestellt schien, hat Ranke in einem Schreiben von überquellender Herzlichkeit anerkannt, worin er ihm für sein festes und uneigennütziges Verhalten in dieser Angelegenheit seinen Dank, seine Freude, ja seine Ehrerbietung aussprach (18. März 1865). „So muss man handeln“, schrieb Ranke, „wenn man die Sache, der man sein Leben gewidmet hat, fördern will“. Verwaltungstalent und Gelehrsamkeit, ausgebreitete persönliche Beziehungen und selbstlose, unverdrossene Hingabe an die Arbeit — alles traf bei Giesebrecht zusammen, um seine Thätigkeit für die Commission zu einer höchst erspriesslichen zu gestalten, und ein an Mühen wie Erfolgen reicher Abschnitt seines eigenen Lebens lag hinter ihm, als er in Gemeinschaft mit v. Sybel 1883 den fünfundzwanzigjährigen Bestand der Commission in einem Rückblick feierte, einer würdigen, allen Verdiensten gerecht werdenden Denkschrift, die nur eine Lücke hat: von dem Verdienste des Sekretärs ist darin keine Rede.

Auch als Privatmann hatte Giesebrecht damals bereits mit fruchtbarem Geschick in die Entwicklung der historischen Literatur eingegriffen, indem er 1874 die Redaktion der von Heeren begründeten, von Ukert fortgesetzten Sammlung der Geschichten der europäischen Staaten im Verlage von F. A. Perthes übernahm und dieses seit längerer Zeit in's Stocken geratene Sammelwerk sofort wieder in lebhaften Fluss brachte. Heutzutage, drei Lustren später, hat sich im Bereiche der geschichtswissenschaftlichen Literatur ein gesundes quantitatives Verhältnis zwischen Einzelforschung und umfassenderer Produktion wiederhergestellt; damals aber hatte die erstere ein so unnatürliches Uebergewicht erlangt, dass Giesebrechts Aufruf, der eine Reihe von Historikern zu grösseren Werken er-

munterte, wie eine erlösende That begrüsst werden durfte. Unter seiner Redaktion ist das Sammelwerk, das sich neben der äusseren politischen Geschichte besonders die Klarlegung der inneren Entwicklung, des staatlichen, kirchlichen, sozialen und geistigen Lebens in den einzelnen Staaten zur Aufgabe setzt, um eine stattliche Anzahl von Bänden angewachsen. Die erste neue Lieferung leitete Giesebrecht mit einer Vorrede ein, die in treffenden Worten an die Begründer und den bisherigen Gang des Unternehmens erinnerte.

Neben dieser redigirenden und leitenden Thätigkeit, neben der unermüdlichen Arbeit an der Geschichte der deutschen Kaiserzeit war Giesebrechts anderweitige literarische Produktion⁷⁷⁾ in seiner Münchener Periode noch immer ausgedehnt. Sie umfasste nicht nur gelehrte Arbeiten sondern auch populäre Vorträge, wie „die Frauen in der deutschen Geschichte“ (1873) und Aeusserungen über brennende Tagesfragen wie die „Pädagogischen Briefe über unsere Gymnasien“ (1883). Da er selbst das eigenartige Wesen unserer gelehrten Schulen als das eigenste bezeichnet, „aus dem sein ganzes Leben gleichsam erwachsen und wieder mit ihm verwachsen ist“, ⁷⁸⁾ wird man es begreifen, dass er gegen jede einschneidende Aenderung des Gymnasialunterrichtes, gegen jede Abschwächung der humanistischen Studien sich aussprach. Die Klagen über Ueberbürdung der Schüler hielt er für übertrieben, das Berechtigte daran schien ihm mehr auf „die betrübenden Einflüsse des sozialen Lebens, wie es sich in der neuesten Zeit entwickelt hat“, als auf die Schule zurückzuführen. Mit Nachdruck betonte er, dass vor allem der Geschichtsunterricht, der eine sittliche Wirkung auf die Jugend üben solle, in die Hände rechter Lehrer gelegt werden müsse. In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bot sich Giesebrecht in München zunächst für die Entdeckung und Bestimmung von Quellenschriften manche neue Gelegenheit, da man dem besten Kenner der deutschen Kaiserzeit aus der reichen Hof- und Staatsbibliothek gern zutrug, was neu erworbene oder zuerst näher untersuchte Handschriften für diese Periode Neues zu bieten schienen. So reihten sich an die älteren von

ihm gemachten Funde des Bebo von Bamberg und der Passio st. Adalberti⁷⁹⁾ Herbords Dialogus de vita Ottonis aus einer Handschrift des oberfränkischen Klosters Neuenkirchen⁸⁰⁾ und interessante Aufzeichnungen aus Ranshofen zur Genealogie bayerischer Adelsgeschlechter, besonders der Burggrafen von Regensburg.⁸¹⁾ Abseits von seinen übrigen Arbeiten steht der Vortrag über Cäsar und Kleopatra, mit dem sich Giesebrecht 1864 im Liebig'schen Hörsale vor weiteren Kreisen der Münchener Gesellschaft einführte. Das lange Verweilen des Römers in Aegypten erklärte er hier durch die Anziehungskraft, welche die monarchischen Einrichtungen dieses Landes auf den künftigen Erneuerer der Monarchie geübt hätten. Die meisten kritischen Arbeiten Giesebrechts hingen, wie sich von selbst versteht, mit der Geschichte der deutschen Kaiserzeit zusammen. So die scharfsinnige Abhandlung über die fränkischen Königsannalen und ihren Ursprung, welche das gegenseitige Verhältniß der ältesten Annalen zur deutschen Geschichte zuerst klar gestellt hat und von Waitz neben dem Vortrag über Cäsar und Kleopatra als das Beste erklärt wurde, was er von Giesebrecht bisher gelesen habe. So ferner „die Gesetzgebung der römischen Kirche zur Zeit Gregors VII.“, der Vortrag „über einige älteren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“, die Studien über Magister Manegold von Lautenbach und zur Mailändischen Geschichtschreibung im 12. und 13. Jahrhundert. In einem Vortrag über Arnold von Brescia wies Giesebrecht die willkürlichen Ergänzungen und Phrasen nach, wodurch dessen Biographen bisher die Dürftigkeit der zuverlässigen Ueberlieferung zu verdecken gesucht hatten; er zeigte, dass Arnold nicht ein Dogma, sondern nur die weltliche Macht der Kirche bekämpfte. Eine freudige Ueberraschung bereitete Giesebrecht Monaci's Entdeckung eines gleichzeitigen Gedichtes auf Kaiser Friedrich I. in dem Augenblick, da sein Werk bei den Anfängen dieses Fürsten stand. In eingehender Erläuterung wies er dem Funde seine literargeschichtliche Stelle an. Eine Anzahl von Gelegenheitsreden, die der nationale Gedanke verband, sammelte er (1871) in seinen „Deutschen Reden“. Ob er

von Brun, dem ersten deutschen Missionar in Preussen erzählte, ob er die Entwicklung des deutschen Volksbewusstsein oder jene der modernen deutschen Geschichtswissenschaft schilderte, immer klang seine Sehnsucht nach dem neuen Reich, klangen seine Wünsche und Hoffnungen für dasselbe durch. In den pietätvollen und feinsinnigen Erinnerungen an Rudolf Köpke hat er seinem früh verstorbenen landsmännischen Freunde und Forschungsgenossen ein schönes Denkmal gesetzt und da vieles hier Mitgeteilte auf gemeinsamen Erlebnissen beruhte, besitzen diese Erinnerungen auch hohen Wert für Giesebrechts eigene Entwicklungsgeschichte.

Wem aber wissenschaftliche Arbeit und zumal ein so grosses Werk, wie Giesebrecht in seiner Geschichte der Kaiserzeit, an's Herz gewachsen ist, der sucht sich im übermächtigen Eifer der Forschung gern jede Art von Verwaltungsgeschäften, Commissionsberatungen und alles, was bureaukratischen Beigeschmack hat, nach Möglichkeit fernzuhalten. Täglich kann man beobachten, dass Gelehrte derartigen Verpflichtungen, welche die ruhige Beschaulichkeit ihres forschenden Geistes zu trüben drohen, ihr *Nolite turbare circulos meos!* zurufen. Bei Giesebrecht aber — und dies ist ein weiterer Punkt, worin er sich von Ranke bedeutsam unterschied — gehörte es im Gegenteil zu den hervorstechendsten Zügen seines Wesens, dass er, mit Verwaltungstalent und Geschäftsgewandtheit in hohem Maasse ausgerüstet, dieser Art von Thätigkeit nicht aus dem Wege ging und hier dieselbe aufopfernde Hingabe und unermüdliche Arbeitskraft entfaltete wie in seinem wissenschaftlichen Wirken. Wenn ich erwähne, dass er dem Kirchenvorstande der evangelischen Gemeinde in München, der Reichsschulkommission, dem k. bayerischen obersten Schulrate, dem Curatorium des k. Maximilianeums, der Centraldirektion der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in Berlin, dem Gelehrten- und Verwaltungsausschusse des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg angehörte und dass er in allen diesen Ehren- und Vertrauensstellungen freiwillig nie eine Sitzung versäumte, so ist noch immer nicht erschöpfend aufgezählt, welche Menge von Nebengeschäften im Dienste des Staates und der Kirche, der Wissen-

schaft und der Gesellschaft seine Zeit und sein Denken in Anspruch nahmen. Seiner weisen Einsicht — so rühmt ein Nachruf der Vorstandschaft des Germanischen Nationalmuseums⁸²⁾ — ordnete sich in vielen wichtigen Fragen die Majorität gerne unter, indem sie seinen Anträgen beistimmte, für deren Durchführung er auch ausserhalb des Ausschusses mit seinem ganzen Einfluss und Ansehen eintrat. Jahre lang hat er im Ausschusse das Referat über die Finanzlage dieser Anstalt geführt.

„Ein grosser innerer Segen“, sagt Giesebrecht, „ruht auf der Wissenschaft der vaterländischen Geschichte; sie ist nicht allein dem Ariadneknäuel zu vergleichen, das uns durch die dunklen Irrgänge der Zeiten zu dem Eingange zurückführt, durch den unsere Vorfahren in die Geschichte eintraten; sie ist ebenso sehr der Fackel gleich, die unseren Pfad erhellt und, vorwärts wie rückwärts ihre Strahlen werfend, dem Ausgange zuleuchtet. Sie macht die Seele weit, das Herz fest und lehrt das Grosse von dem Kleinen, das Bleibende von dem Vergänglichem scheiden“. Indem Giesebrecht dieses Idealbild der Geschichte in dem Vorwort seiner Kaiserzeit aufstellte, hat er für die Beurteilung seines eigenen Werkes einen hohen Maassstab gewissermassen herausgefordert. Doch ohne Scheu durfte er das wagen — als Träger einer Fackel, die nicht nur leuchtet, sondern auch wärmt, als scharfsinniger Forscher, der unser Wissen so ergiebig gefördert, als glänzender Darsteller, der die der Geschichte eigentümlichen ethischen Vorzüge so glücklich zur Geltung gebracht hat. An seinem Werke hatte nicht nur der Verstand, sondern auch die Seele teil und diese Seele war rein, edel und schwungvoll. Mögen andere Zeiten auch für die Geschichte unserer ersten nationalen Blüte andere Aufgaben und andere Auffassungen heraufführen und zum Teil schon heraufgeführt haben, der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ sichern gediegene Arbeit und hohe Gesinnung unvergänglichen Wert. Weit über unsere Körperschaft, ja über die gelehrten Kreise hinaus wird darum der Name Wilhelm von Giesebrecht in hohen Ehren fortleben, so lange das deutsche Volk seine eigene Vergangenheit, das heisst sich selber achtet.

Anmerkungen.

1) L. v. Ranke an W. von Giesebrecht, 5. März 1877. Durch die Güte der verehrten Witwe, Frau Geheimrätin Dorothea v. Giesebrecht, ward es mir vergönnt, aus einer reichhaltigen Correspondenz zu schöpfen, auf die im folgenden öfters verwiesen werden wird. Die meisten Briefe Ranke's an Giesebrecht sind mittlerweile in Ranke's Werken (Zur eigenen Lebensgeschichte, herausgeg. von Alfred Dove) veröffentlicht worden. Einige Mitteilungen verdanke ich Herrn Geheimrat Ernst Dümmler in Berlin, anderes eigener Erinnerung. Von Nekrologen sind mir ausser den unten erwähnten von Krallinger und Ferrero bekannt geworden die von K. Th. Heigel (Münchener Neueste Nachrichten, 1889, 22. bis 25. Dezember), Altmann (Tägl. Rundschau, Beilage, 1889, 22. Dezember), H. Prutz (Nationalzeitung, 1890, 5. Januar), Dümmler (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, XV, 1890, S. 611 f.), Lord Acton in The English Historical Review V (1890), 306—311.

2) Ein Brief an den Onkel vom 8. Januar 1854, worin Giesebrecht eine kleine Differenz über das Credo bespricht, zeichnet seinen kirchlichen Standpunkt am deutlichsten. „Die Kirche ist meiner Ansicht nach die Gemeinschaft der Gläubigen, vom Herrn selbst geordnet, dass das Evangelium gelehrt und die Sakramente verwaltet werden und damit aus beiden der Glaube erlangt werde, der uns vor Gott rechtfertigt. Das scheint mir in der heiligen Schrift selbst gegeben und ist in der Augsburger Confession Art. IV—VII mit klaren Worten enthalten; auch glaube ich, dass an Niemanden anders das Heil gekommen ist, als auf diesem Wege. Selbst die heilige Schrift ist nur ein Produkt der Kirche, in welcher Gottes Geist waltet. Sie ist mir demnach nicht eine, sondern die nothwendige Heilsanstalt, von Christus geordnet und vom heiligen Geiste regiert, und ich kann von meinem Satze nicht loskommen, dass ausser der Kirche kein Heil. Wer dem Gedanken die Fassung gegeben hat, gilt mir dabei gleich, das kanonische Recht enthält neben Verwerflichem auch unumstössliche Wahrheiten

des Glaubens, die Luther gewiss nicht hat mit demselben vernichten wollen und können. Die heilige Schrift kennt den Ausdruck Kirche für Gemeinschaft der Gläubigen und schildert die letzte, wie sie in den ersten Zeiten sich darstellte, an mehreren Stellen (Apostelgesch. 2, 42 ff., 4, 32 ff. u. s. w.); ob sie dabei den Ausdruck kirchliches Leben braucht, scheint mir nicht erheblich, die Sache ist da und muss da sein, denn wo eine Gemeinschaft ist, da muss auch ein Leben in derselben sein und wo diese Gemeinschaft ein bestimmtes, gegebenes Ziel verfolgt, da müssen auch zweckdienliche Ordnungen bestehen, muss Regiment (im Herrn) sein, und solche Ordnungen und ein solches Regiment lassen sich auch aus der Apostelgeschichte nachweisen, doch scheinen sie mir nicht dort als ein göttliches Gebot gegeben zu sein, sondern nur als notwendiges Ergebnis der Verhältnisse hervorzutreten; auch möchte wohl nachzuweisen sein, dass sie schon in den ersten Gemeinden verschieden waren. Das Kennzeichen, dass eine Gemeinde zur wahren Kirche Christi gehört, sehe ich mit der Augsburger Confession nur darin, dass das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden; so ist sie die Heilanstalt Christi, ob auch viel falsche Christen und Heuchler darin sein mögen, wie auch die Augsburger Confession Art. VIII gegen die Donatisten lehrt. Trotz vieler halber und falscher Christen in unserer Mitte halte ich daher unsere evangelischen Gemeinen für solche, die zur wahren Kirche Christi gehören, ja recht eigentlich ihren Mittelpunkt bilden, da sie allein grundsätzlich das reine Evangelium predigen. Ich glaube auch, dass sich lebendige Regungen eines tieferen, wahrhaft christlichen Lebens in neuester Zeit in ihnen gezeigt haben, ja in ihnen das Beste hervorgetreten ist, was unsere Zeit bewegt hat; im Kampf für die Kirche, nicht im Streite gegen sie, sehe ich das Heil der Welt. Ob der Kampf in den zum Theil sehr schwachen und hinfälligen Ordnungen, die uns die Vorzeit überliefert hat, wird siegreich durchgeführt werden können, ist mir sehr fraglich, ist aber der rechte Geist nur da, so werden die äusseren Ordnungen sich schon machen. Alle hierarchischen Bestrebungen sind dem Geist des Evangeliums zuwider, aber Ordnungen müssen sein und verordnete Lehrer. Schon die Apostel in Jerusalem reden von ihrem Amte des Worts (Apostelgesch. 6, 4), in der Gemeinde zu Antiochia waren bestimmte Lehrer (a. a. O. 13, 1) und in der Gemeinde zu Ephesus waren Männer zu Bischöfen gesetzt, zu weiden die Gemeinde Gottes (ebendas. 20, 28). Wie diese Oberen eingesetzt werden sollen, dafür haben wir keinen Canon, Gott sei es gedankt, denn wir kämen sonst wieder zurück in die Sklaverei von den Dingen dieser Welt. Vieles mag da gut sein, was mir das Beste für unsere Zeit scheint, darüber will ich heute mich nicht auslassen, Du hast es wohl auch sonst von mir gehört, dass eine

Verfassung der Kirche, bei der die Glieder derselben sich lebendig, mitschaffend und helfend erweisen, mir die wünschenswerthe ist.“

- 3) L. v. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte, S. 639.
- 4) Wie besonders die Briefe an seinen Bruder Heinrich erweisen.
- 5) Ebendort, S. 425.
- 6) Siehe die von W. v. Giesebrecht verfassten Biographien seiner Ahnen in der Allgem. Deutschen Biographie, IX, 156 — 162 und Kerns Artikel: Ludwig Giesebrecht, ebendort 159.
- 7) Wilhelm an Ludwig Giesebrecht, aus Königsberg 1860, 18. März.
- 8) In Riehl's historischem Taschenbuch, 1872. Diese Erinnerungen sind zugleich die wichtigste Quelle für Giesebrechts eigene Jugendzeit.
- 9) Wilhelm an Ludwig Giesebrecht, 1833, 15. November.
- 10) Derselbe an denselben, 1834, 11. Mai.
- 11) Derselbe an denselben, Dezember 1834.
- 12) Derselbe an denselben, 1834, 11. Mai und 4. Juli. Wie ernst dem Rückblickenden die poetischen Bestrebungen seiner Jugend erschienen, lässt ein Brief ersehen, den er 1858, 4. Juni, aus Königsberg an den Oheim schrieb: „Schön ist es, dass die Poesie Dich auch im Alter nicht verlässt, ja reichere Gunst Dir zu spenden scheint als seit Jahren. Dir ist es darin im Leben viel besser geworden als mir. Du weisst, dass auch meine Jugend der Kunst zustrebte und ich lange nur in der Poesie lebte. Mehr der Rath anderer als freie Neigung verwies mich auf historische Studien; aber seit ich diese ergriffen habe, ist auch die Muse ganz von mir gewichen und wird mir schwerlich jemals wieder hold sein. Seit zwanzig Jahren ist auch nie der Gedanke an eine poetische Composition in mir aufgestiegen. Da kann ich denn kaum etwas anderes wünschen, als dass mir Gott recht lange einige Freude an geschichtlicher Forschung und Darstellung erhalte.“ Ganz wörtlich ist die Bemerkung über das Versiegen der poetischen Ader doch nicht zu nehmen. Wenigstens berichtet ein Brief aus Rom vom 14. Dezember 1844 an den Oheim: „Auf dem Capitol habe ich meine besten Stunden hier verlebt und so oft ich hinaufging — es geschah fast täglich — haben mich wunderbare Gedanken auf dieser Höhe ergriffen, wo Heidenthum, katholischer und protestantischer Gottesdienst jetzt nahe aneinander grenzen. Diese Gedanken habe ich neulich in einer Elegie auszudrücken gesucht, — nach langer Zeit das erstmal, dass mir die Musen wieder lächelten“.
- 13) Wilke aus Halle an W. Giesebrecht, 1835, 25. Februar.
- 14) W. an L. Giesebrecht, 1834, 11. Mai.

15) 1837 treffen wir ihn noch über dem Plane einer Rezension der Hegel'schen Geschichtsphilosophie. Der Oheim Ludwig schreibt an ihn 1837, 14. Oktober: „Wenn Du Lust hast zu einer Rezension der Hegel'schen Philosophie der Geschichte, so sollte Dich die Rücksicht auf die Jahrbücher nicht zurückhalten. Die Brockhaus'schen Blätter für literarische Unterhaltung würden dergleichen, glaube ich, gerne aufnehmen.“

16) Hierüber gestattet die Correspondenz mit Onkel Ludwig keinen Zweifel. So schreibt er diesem, 4. November 1835: „Meine Anwesenheit in Halle hat in der That meinen Gesichtskreis sehr erweitert und da ich täglich und stündlich genöthigt bin, mich über Gott und Welt, wie über alle Theile des christlichen Dogma's zu expliciren und, was ich sagte, zu vertheidigen, da ich fortwährend Neues hören und aufnehmen musste, so habe ich natürlich Vieles klarer in mir werden gesehen und, was das beste ist, ich bin zu einem fleissigeren und aufmerksameren Bibellesen veranlasst, wobei ich auch bis heute verharret bin und täglich gute Frucht gesehen habe. Freilich bin ich jetzt in einer etwas fremden Stellung gegen meine Freunde, die mich mit wunderbaren Augen ansehen und es kaum begreifen, dass jemand die Schrift lesen kann, noch weniger aber, wie sich jemand auf sie als Letztes und Höchstes berufen kann. Ich habe in Halle unter vielen anderen auch Leo kennen lernen, von dem ich mir ein ganz anderes Bild gemacht hatte. Ich fand den freundlichsten, gefälligsten Mann in ihm, seine Unterhaltung nichts weniger als scharf, sondern, wiewohl offen über die Mängel, doch an jeglicher Sache Gutes hervorhebend, wo es sich fand.“ (Wieder nach Besuchen in Halle schreibt Giesebrecht am 2. August 1839: „Der persönliche Umgang mit Leo war mir wiederum sehr angenehm, da es keinen Menschen geben kann, der sich sogleich freier und offener zeigte, als er“, und am 29. August 1841: „Ich war sehr viel mit Leo zusammen, der sich mir ganz hingab und den ich sehr lieb gewonnen habe.“ Ranke, Leo's Antagonisten, ist Giesebrecht, wie seine Briefe zeigen, erst allmählich näher getreten.) In einem Briefe vom 28. September 1836 klagt der Neffe dem Oheim über die „Verwaschenheit“ jener Berliner Prediger, welche die vornehme Welt aufsucht. „Die Pastoren für den (sic) Plebs sind bei weitem besser und die besucht auch der Kronprinz und die Prinzessin Wilhelm, die besser wissen mögen, wo man sich erbauen kann, als die schöne Welt.“

17) Niebuhr. S. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr (1838) I, 61.

18) a. a. O. S. 67.

19) 1834, 11. Mai, schreibt er an Onkel Ludwig: „Ich studiere tapfer Griechisch und Französisch und glaube, dass ich zuvor mit einer tüchtigen

Kenntnis mehrerer alter und neuer Sprachen und einigen Rechtskenntnissen ausgerüstet (was den letzteren Punkt betrifft, scheint es bei der Absicht geblieben zu sein), mich einst ganz der Historie hingeben werde.“

20) 1884. Zur eigenen Lebensgeschichte, S. 650.

21) Briefe an den Onkel, 1835, 9. Mai und 9. August: „Mehr bedauere ich“, heisst es im letzteren, „einen Leidensgenossen (Köpke), einen Freund, der Geist und Mühe hinlänglich aufgewendet hatte. Der Gekrönte ist, wie ich glaube, ein tüchtiger Mensch“. Ein Brief an den Onkel vom 14. Oktober 1837 zeigt, dass sich Giesebrecht damals mit verschiedenen Arbeitsplänen trug. Er schwankte besonders zwischen einer Geschichte der Askanier und einer Geschichte Kaiser Friedrichs II.

22) G. Waitz aus Hannover an W. Giesebrecht, 1839, 24. Februar: „... Meine Freude, dass nun auch Sie Ihren Antheil an unserem gemeinsamen Werke vollendet haben, das dadurch um einen herrlichen Beitrag (Jahrbücher Otto's II.) wird vermehrt werden. Ich weiss, dass Ihre Behandlungsweise sich von der meinigen aufs entschiedenste unterscheidet, aber ich habe den angenehmen Eindruck Ihrer Entwicklung der bayerischen Verhältnisse zu gut in Erinnerung, um nicht auf die Vollendung des Ganzen sehr gespannt zu sein.“ (Im Oktober desselben Jahres nennen sich die Freunde schon „Du“.) W. Giesebrecht an L. Giesebrecht, 1839, 28. Oktober: „Waitz hat mir über meinen Otto eine Rezension von fünf Bogen geschickt, der Hauptsache nach sehr günstig, was mir um so lieber, da wir in mancher Beziehung die Schüler Ranke's, die in ihrer Richtung am weitesten auseinander gehen.“

23) G. Waitz aus Hannover an W. Giesebrecht, 1839, 1. September.

24) Vgl. auch Weiland, Georg Waitz (Rede, gehalten in der Göttinger Akad. d. Wiss. 1886), S. 6, 7, 10.

25) Sitzungsberichte der Münchener Akademie, hist. Cl. 1887, S. 278.

26) Einer Aufzeichnung von Giesebrechts eigener Hand über die Daten seiner weiteren Beförderungen, Anstellungen und Würden entnehme ich: Oberlehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium 21. März 1846; Professor an demselben Gymnasium 12. Februar 1851; ord. Professor an der Universität Königsberg 12. Januar 1857; ord. Professor der Geschichte und Direktor des historischen Seminars an der Universität München 5. Januar 1862; Doctor der Philosophie an der Universität Marburg 4. September 1843; Geheimrat 20. Juli 1872.

27) 8. September an Onkel Ludwig.

28) 27. Oktober 1872 berichtet er dem Onkel, dass Minister von Lutz mit

ihm vielfach über die Einrichtung einer technischen Behörde für die Gymnasien conferirt habe.

29) „Nord und Süd“, XXIV. Bd. (1883) S. 176.

30) Vgl. Krallinger in der unten erwähnten Schrift, S. 8.

31) In den Briefen an den Oheim finden sich Schilderungen, die wohl die Stimmung des Augenblicks allzu schwarz gefärbt haben mag, die aber doch zu bezeichnend sind, als dass sie hier übergangen werden dürften. „Mir kommt es gerade darauf an“, schrieb er am 3. Januar 1866, „das leidige Memoriren ganz unverständener historischer Daten zu beseitigen. Weiter das schädliche Klassenlehrersystem mit seinem faulen Mechanismus zu brechen. An den hiesigen Gymnasien wird fast gar nicht mehr unterrichtet, sondern nur überhört und Noten erteilt, deren Gesamtergebnis dann das Schicksal des Schülers entscheidet. Einiges kannst Du aus Thierschs Leben sehen, aber eine Vorstellung von dem ganzen Greuel erhältst Du kaum. Die Trivialschule in abschreckendster Gestalt!“ In einem Briefe vom 15. November 1868 heisst es: „Die Gymnasiallehrerprüfung bot nicht die erfreulichsten Resultate und am Schluss war wieder die allgemeine Stimmung, dass eine Aenderung des Gymnasialwesens nothwendig sei. Sieben Jahre hat die Commission nun darauf gerichtete Anträge erneuert und das Resultat ist abzuwarten.“

32) Hervorgehoben sei die Beobachtung, die sich dem Reisenden südlich der Drave aufdrängte (Allg. Preuss. Zeitung 1843, Nr. 173): „Es ist wendisches Land, durch das man fährt, und die slavische Eigenthümlichkeit macht sich bestimmt genug geltend. Ich kann nicht leugnen, oft hat es mich hier trotz aller Verschiedenheit des Terrains lebhaft an unsere Mark gemahnt. Jene slavischen Bauern, bedeckt von ihren langen, weissen, wollenen Mänteln, zeigen in ihren Zügen, dem weissen Haar und hellen Augen, dem breiten Körperbau eine fast brüderliche Verwandtschaft zu unseren märkischen Bauern, und ich glaube doch, es fliesst in unseren Adern noch mehr Wendenblut, als wir meinen.“ In einer literarischen Gesellschaft in Florenz ward Giesebrecht überrascht, als ihn „ein junger Mann von dem freundlichsten, bescheidensten Wesen über die deutschen Sprachlehren und Wörterbücher ausfragte, ihm sagte, dass er die verschiedenen deutschen Dialekte studire, und klagte, dass er nur mit grösster Mühe eine Grammatik des Plattdeutschen habe aufreiben können. Wie ich nachher erfuhr, war es Luigi Napoleon Bonaparte, der Sohn Lucians; auf dem Gebiete der Naturwissenschaften soll er trotz seiner Jugend bereits sich einen Namen gemacht haben“ (a. a. O. 1844, Nr. 16).

33) An Onkel Ludwig.

34) Bilder und Skizzen aus Rom, seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben. Stuttgart 1844.

35) 1843, Dezember 20. — 1845, März 10. Die angeführten Aeusserungen über das katholische Leben in Italien sind diesen Artikeln entnommen. Nochmals hat Giesebrecht in der Beilage zu Nr. 66 der „Neuen Preussischen Zeitung“ vom 15. September 1848 über die politische Lage in Italien sich ausgesprochen. Er fordert zwar, dass Italien zu grösserer Selbständigkeit, zu einer geachteten Stellung im Staatensystem Europa's gelange, meint aber: „Jeder Fussbreit Landes, den Oesterreich von dem, was es in Italien nach allem Rechte sein nennt, aufzugeben gezwungen wird, ist ein unvertilgbarer Flecken an Deutschlands Ehre. Hoffen wir, dass es dahin nicht kommt!“ Auf Grund seiner Reisebeobachtungen hielt Giesebrecht auch in der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft einen Vortrag „über die geistlichen Genossenschaften in Italien“.

36) Brief Wilhelms an Onkel Ludwig (den einzigen, dessen Rat er in dieser Sache hören wollte) vom 15. Dezember 1846. Die „Deutsche Zeitung“ ist nie in's Leben getreten. Bei dem späteren Versuche handelte es sich darum, Giesebrecht für die Kreuzzeitung zu gewinnen, was unter anderem daran scheiterte, dass Giesebrecht mit der Richtung dieses Blattes, wenn er auch für dasselbe schrieb, doch nicht durchaus einverstanden war.

37) Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke, S. 18.

38) 1. Mai 1849.

39) Aus demselben Briefe.

40) An Onkel Ludwig, 20. Dezember 1849: „Wir gedachten zuerst in dieser Angelegenheit die gesamte conservative Partei zusammenhalten zu können und haben desshalb mehrfache Besprechungen mit Schwerin, Auerswald, Simson, Beseler und anderen gehabt. Aber die Herren . . . wollten lieber ihre eigenen Wege gehen. Nachher haben sie freilich wieder einzulenken gesucht, doch ist es natürlich, dass sie nun keinen Anklang mehr fanden.“

41) Vgl. Hilgenfeld, Die Lehninische Weissagung (1875) S. 62.

42) Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, 1853.

43) W. an L. Giesebrecht 1845, 5. Januar: „Ranke will die fränkischen Kaiser bearbeiten lassen; ich soll Heinrich IV. übernehmen“.

44) Vorher die Periode von der fränkischen Königskrönung bis zur Auflösung des karolingischen Reiches. Siehe Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte, S. 307, 308.

45) Vgl. die Vorrede zum III. Bande der deutschen Kaiserzeit.

46) Dümmler im Literar. Centralblatt 1855, S. 685 f., Wattenbach in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Bd. 72, S. 397 f., Büdinger in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, 1856, S. 50 f., 1857, S. 244 f. Vgl. auch die Rezensionen Felix Dahns, nunmehr gesammelt in seinen Bausteinen II, 397 f.

47) Professor Simson in Freiburg, ein Schüler Giesebrechts aus seiner Königsberger Periode, hat die Ausarbeitung der dritten Abteilung des fünften Bandes, von der sich handschriftliche Anfänge in Giesebrechts Nachlass fanden, übernommen.

48) Wie G. Meyer von Knonau in der jüngsten Besprechung, die der 5. Auflage des dritten Bandes gewidmet ist (Deutsche Literaturzeitung 1890, S. 1907) treffend bemerkt hat.

49) Lord Acton in The English Historical Review V (1890) 308.

50) Ludwig an Wilhelm Giesebrecht, 1837, 14. Oktober.

51) v. Sybels historische Zeitschrift I, 16.

52) Deutsche Reden, S. 94.

53) Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode (1889), S. 26.

54) E. B. (Bernheim) in v. Sybels histor. Zeitschrift, 1872.

55) English Hist. Rev. a. a. O. 309.

56) Man vergleiche besonders Varrentrapp (Zur Geschichte der deutschen Kaiserzeit in v. Sybels histor. Zeitschrift, Bd. 47, 1882, S. 385 f.), der auch die Unzuverlässigkeit, Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit der ausschliesslich von Geistlichen ausgehenden Ueberlieferung stark betont und Giesebrechts Behandlungsweise die von Nitzsch lobend gegenübergestellt hat. Aehnliche Stimmen sind seitdem besonders in den Preussischen Jahrbüchern öfters laut geworden. Erwähnt sei nur die letzte Aeusserung in diesem Sinne von C. Neumann (1890, September).

57) Vgl. Pomtow, Ueber den Einfluss der altrömischen Vorstellungen vom Staat auf die Politik Kaiser Friedrichs I. und die Anschauungen seiner Zeit. Halle 1885.

58) Er hatte diesen Ruf einem gleichzeitig ergangenen nach Greifswalde vorgezogen. 1844 war er, wie ich einem Briefe Rudolf Köpke's an ihn (13. Oktober 1844) entnehme, von Ranke für die Stelle eines Extraordinarius in Marburg vorgeschlagen worden. Eine Aeusserung über seine neue Stellung in Königsberg findet sich in einem Briefe an den Oheim vom 4. Juni 1858. „Mit so grosser Besorgnis und fast Widerwillen ich in die Universitätslaufbahn eintrat, so wenig kann ich jetzt sagen, dass die Aenderung mich gereut. Nur eines bedauere ich, dass dieser Schritt, wenn er geschehen sollte, nicht zehn Jahre

früher geschah; ich hätte dann mehr Zusammenhang in dem Wissen, welches ich unumgänglich nöthig habe und ich stände dann jetzt in der Freude des freien Schaffens, während ich jetzt in der täglichen Noth des Materialiensammelns mich noch befinde. Jedoch auch so fehlt es nicht an Freude. Es gewährt mir eigenthümliche Befriedigung, dass kein äusserer Zwang, sondern lediglich Interesse für die Sache und den Lehrer solchen Collegien, wie ich sie zu lesen habe, die Zuhörer zuführt.“

59) Gedruckt 1859 in v. Sybels histor. Zeitschrift I, später auch in Giesebrechts Deutschen Reden.

60) Alles obige nach einem Briefe vom 29. Februar 1852, worin Giesebrecht seinem Onkel Ludwig über den Antrag und seine Antwort berichtet. „Nach Rücksprache mit Pertz, Schelling und Ranke schien ich die Sache nicht ganz von der Hand weisen zu können.“ Der Briefwechsel zwischen König Maximilian II. und Schelling, soweit derselbe veröffentlicht ist, enthält nichts darüber. Die Unterhandlungen zogen sich lange hin. Erst am 8. Januar 1854 berichtet Giesebrecht seinem Onkel, dass er auf eine neulich an ihn ergangene Anfrage wegen der Münchener Professur ablehnend geantwortet habe. Zugleich erwähnt er, dass die dänische Regierung seine Ernennung in Kiel, wo ihn die Universität vorgeschlagen, abgelehnt habe; „ob aus politischen Gründen, weiss ich nicht; Pertz hatte rundweg erklärt, ich würde doch nicht kommen“.

61) Die historische Commission bei der k. b. Akademie der Wissenschaften 1858 — 1883. Eine Denkschrift (1883), S. 9.

62) Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel, herausgegeben von Trost und Leist, S. 55.

63) Denkschrift über die historische Commission, S. 28.

64) Wilhelm an Ludwig Giesebrecht, 3. Januar 1862. Zu vergleichen sind seine Aeusserungen in der Denkschrift über die historische Commission, S. 35.

65) In dem Briefe an den Oheim vom 3. Januar 1862.

66) In einem Briefe an den Onkel (9. September 1863) bezeichnet er sich sogar als ausgesprochenen Gegner des Nationalvereins.

67) Diese Befürchtungen fanden Ausdruck in der 1865 bei Franz Kirchheim in Mainz anonym erschienenen Broschüre: Giesebrechts Geschichtsmonopol im paritätischen Bayern. Schon vorher war „die Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ vom Standpunkte katholischer Geschichtsauffassung aus in den Historisch-politischen Blättern (1862, Bd. 49, S. 711 f.) und in der Zeitschrift: Der Katholik („Protestantische Elemente in Giesebrechts Kaisergeschichte“, sechs Artikel, 1863, II. Hälfte — 1865, I. Hälfte) heftig angegriffen worden.

68) 1867, 14. Februar.

- 69) W. an Ludwig Giesebrecht, 1863, 6. Dezember.
- 70) Von seinen philologischen Jugendfreunden seien Th. Bergk, Wiese, Bonitz, der Däne Jngerslev erwähnt. Der letztere, der eine Rundreise in Deutschland gemacht hatte, um die Gymnasialeinrichtungen der verschiedenen Staaten kennen zu lernen, unterhielt mit Giesebrecht 1841 und 1842 von Randers und Vilborg in Jütland aus eine ausführliche Correspondenz über pädagogische Fragen.
- 71) Ermanno Ferrero, Guglielmo Giesebrecht; Parole commemorative. R. Accademia delle Scienze di Torino. Torino 1890.
- 72) Vorrede zum III. Band der Geschichte der deutschen Kaiserzeit, S. VII.
- 73) Näheres bietet Krallinger, Wilhelm Benjamin von Giesebrecht und Hermann Guthe in ihrem Verhältnis zur pädagogisch-methodischen Ausbildung bayerischer Mittelschullehrer. Jahresbericht der k. Realschule zu Landsberg für 1889/90. 1863, 16. April, schrieb übrigens Giesebrecht an seinen Oheim: „Das pädagogische Seminar ist eine Einrichtung, die ich vorgefunden habe und gern beseitigte.“ (Wozu in Betracht zu ziehen ist, dass der Geschichtsunterricht an den bayerischen Gymnasien damals noch in den Händen der Religionslehrer lag und für die in Giesebrechts Seminar vorgebildeten Historiker keine Aussicht auf Anstellung bestand.) „So wenig Leben in diesem Seminar ist, um so grössere Regsamkeit herrscht im kritischen Seminar. Katholiken und Protestanten sind übrigens in beiden gemischt.“
- 74) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr I, 107.
- 75) König Maximilian II. und die Wissenschaft, S. 34.
- 76) Die historische Commission bei der k. b. Akademie der Wissenschaften 1858—1883, S. 78.
- 77) Vollständig verzeichnet Giesebrechts Schriften der Almanach unserer Akademie für das Jahr 1875, S. 346 f. (Fortsetzung 1878, S. 158) und 1884, S. 377 f. Hier seien nur die nach 1884 erschienenen und die Druckorte der oben erwähnten aufgeführt. „Cäsar und Kleopatra“ ward veröffentlicht in der Allgemeinen Zeitung, Augsburg, 1864, Beilage Nr. 87—91, „Die Frauen in der deutschen Geschichte; Ein Vortrag“ in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte; Neue Folge; Jahrgang II; Hannover 1873, die „Pädagogischen Briefe über unsere Gymnasien“ in „Nord und Süd“, Bd. XXIV (1883). Das Münchener historische Jahrbuch für 1865 enthält die Abhandlung: „Die fränkischen Königsannalen und ihr Ursprung“, jenes für 1866: „Die Gesetzgebung der römischen Kirche zur Zeit Gregors VII.“ Ueber die Mailändische Geschichtsschreibung im 12. und 13. Jahrhundert handelte Giesebrecht in den Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XXI (1881), über das neu entdeckte Gedicht über

Friedrich I. ausser in den Sitzungsberichten unserer Akademie (1879) auch im III. Band des Archivio della Società Romana di storia Patria; Roma 1879. Die übrigen Vorträge und Abhandlungen, soweit nicht in den Deutschen Reden gesammelt, findet man in den Sitzungsberichten oder Denkschriften unserer Akademie. Für deren Almanach von 1890 hat Giesebrecht zur Ergänzung der früheren Verzeichnisse selbst noch zusammengestellt: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Fünfte Auflage von Bd. II. und III. Leipzig 1885; 1890. V. Band, 2. Abth., 1888. — Worte der Erinnerung an König Ludwig II., Leopold von Ranke und Georg Waitz in den Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XXVI, S. 657 — 661. — Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke. München, 1887, Akademie. — Berichte über die Plenarversammlungen der historischen Commission bei der k. b. Akademie der Wissenschaften 1884 — 1889 in v. Sybels Historischer Zeitschrift. — Nekrologe in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und historischen Klasse, 1884 — 1889.

78) Nord und Süd a. a. O. S. 176.

79) Eine bisher unbekannte Lebensbeschreibung des hl. Adalbert, in den Neuen Preussischen Provinzialblättern. 3. Folge. V. Bd. Königsberg 1860.

80) Cod. lat. Monac. 23582. Die Edition hat Köpke in den Mon. Germ. Script. T. XX besorgt.

81) Beiträge zur Genealogie des bayerischen Adels im 11., 12. und 13. Jahrhunderte. Sitzungs-Berichte der Münchener Akademie, 1870.

82) Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 1890, S. 10.